This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07494396 4

NFG
[illegible]

Bertha Wehmeyer.
1843.

August Mahlmanns

sämmtliche Schriften.

Nebst

Mahlmanns Biographie.

Dritter Band.

Prosaische Schriften. I.

Leipzig,
Verlag von F. Volckmar.
1840.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
612017B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1951 L

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Benno. (Eine Erzählung.)	1
Die Urne	45
Eduards Bekehrung zum Eheſtande und ſeine Wanderung auf Freiers Füßen mit ſeinem Vetter Jakob	79

Benno.

Eine Erzählung.

Es war gegen das Ende des elften Jahrhunderts, als Philipp der Erste Frankreich beherrschte. Sein Hof war der glänzendste von Europa, und er selbst nannte sich den König der Könige. In gewisser Rücksicht mochte diese Benennung wahr sein, denn er war der üppigste und sittenloseste Monarch seiner Zeit. Das Beispiel, das er seinen Unterthanen gab, wirkte so mächtig, daß seine Residenz bald zu einem Sammelplatze aller Wollüste ausartete, daß die stillen Tugenden des Bürgers, Religion und Sittlichkeit verachtet, und nichts geschätzt wurde, als das Laster mit seinem blendenden Glanze.

Der Geist der damaligen Zeit ertrug wohl Gewaltthätigkeiten, die der Stärkere an dem Schwächern ausübte, aber die entnervenden Laster der Ueppigkeit und der Wol-

luſt waren allgemein verabſcheut. Man hing noch der Religion ſeiner Väter mit blinder Ergebung an, noch waren die Eide heilig, der Schwur der Ehe unverletzlich, und Keuſchheit und Reinheit der Sitten war die Mitgabe, die der Sohn vom Vater, die blühende Jungfrau von der Mutter erhielt. Philipps Leben erregte daher allgemeinen Unwillen. Die Kirche bediente ſich ihrer Macht, deren Anwendung wenigſtens in dieſem Falle wohlthätig war, und von dem päpſtlichen Stuhle, auf welchem damals Urban der Zweite ſaß, fiel der Bannſtrahl auf das Haupt des Königs.

Benno war aus Flandern. Sein Vater, der in dieſer Provinz ein kleines Gut beſaß, hatte ihn ſchon in ſeinem funfzehnten Jahre, durch Verwendung eines Oheims, an Philipps Hof gebracht, um dort die Dienſte eines Pagen zu verrichten, und dann bei zunehmendem Alter die ritterlichen Uebungen zu erlernen. Er genoß eine Erziehung, die in der damaligen Zeit vortrefflich war, das heißt, man lehrte ihn leſen, ein wenig ſchreiben, und ſehr viel Chriſtenthum. Er wuchs heran, und lernte reiten und turniren; er ward Knappe und that ſich in mehreren kleinen und großen Fehden hervor, die damals zur Tagesordnung gehörten. Sein offnes, empfängliches Herz, ſein feuriger Geiſt erwarben ihm überall Freundſchaft und Zutrauen. Er war ehrerbietig und beſcheiden im Kreiſe der Männer,

froh in den Zirkeln der Jünglinge, ſanft und anziehend in den Geſellſchaften der Frauenzimmer.

Im dreiundzwanzigſten Jahre erhielt er endlich den Ritterſchlag, und durch den Tod ſeines Vaters, der kurz darauf erfolgte, ſeine völlige Freiheit. War es ein Wunder, daß ihm dieſe an einem ſolchen Hofe gefährlich ward? Der Strudel riß ihn mit fort, ſein gutmüthiges, zur Freude geſtimmtes Herz war nur zu leicht zu gewinnen, und ſein Geiſt hatte nicht Feſtigkeit genug, der Verführung zu widerſtehen.

Es giebt in dem Leben eines jeden beſſern Menſchen einen feierlichen Augenblick, wo er ſich ſelbſt und den Weg, den er wandelt, überſieht, wo er jede Abweichung bemerkt und mit feſtem Tone zu ſich ſelbſt ſagt: Ich will anders ſein! Hat ſeine Seele Kraft, dieſer innern Geſetzgebung zu folgen, ſo kann man von dieſem Augenblicke an von ihm ſagen, er beſitze einen Charakter; ein Attribut, mit dem man im gemeinen Leben viel zu freigebig iſt, und das man im Grunde nur wenig Menſchen beilegen kann. Es war nicht die Furcht vor dem Bannſtrahl Urbans, die den Ritter Benno zu beſſern Entſchlüſſen führte, denn ſeine ſtolze Seele kannte keine Furcht; aber der allgemeine Unwille, der bei dieſer Gelegenheit laut ward, öffnete ihm die Augen über ſich und die Menſchen, die ihn umgaben.

„Ich will ſie fliehen, die Elenden, die mich um die Unſchuld meines Herzens, um die Reinheit meiner Sitten betrogen haben," ſagte er zu ſich ſelbſt, und kaum graute der Morgen, ſo zog er, von einem einzigen treuen Diener begleitet, nach der väterlichen Burg.

Gottfried von Bouillon, Herzog zu Lothringen, war mit den edelſten ſeiner Vaſallen aufgebrochen, um die heiligen Stellen, welche mit dem Blute des Erlöſers gefärbt waren, den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Das Gerücht von ſeinen Thaten durchflog ganz Europa, überall ſprach man von dem Ruhme der Helden, von ihren beſchwerlichen Zügen, von der Pracht, mit welcher der Kaiſer Alexius in Konſtantinopel Hof hielt, und von den Künſten und Wiſſenſchaften der Sarazenen in Aſien. Alles rüſtete ſich, den Helden zu folgen und ihre Lorbern zu theilen, unter Andern Hugo, der Bruder Philipps von Frankreich, und Robert der Graf von Flandern, Benno's Lehnsherr.

Da ward dem Ritter Benno die Burg ſeiner Väter zu enge, der Durſt nach Thaten ergriff ihn, er ſehnte ſich, die heiligen Länder zu ſchauen, wo der Wunderbare gewandelt hat, an den wir Alle glauben, und er verkaufte ſeine kleine Beſitzung und trat in Roberts Gefolge ſeinen Zug nach Paläſtina an. Sie nahmen ihren Weg nicht

wie die übrigen Kreuzfahrer durch die Staaten des Königs Coloman von Ungarn, sondern gingen nach Italien, empfingen da den Segen des Papstes und schifften dann nach Durazzo über, um sich mit den Helden, die vorausgegangen waren, bei Konstantinopel zu vereinigen.

Benno besuchte den Hof des Alexius. Alles, was der verfeinerte Kunstgeschmack der Griechen und die Ueppigkeit des Morgenlandes hervorgebracht hatte, war hier anzutreffen. Ein Fest verdrängte das andere, kostbare Geschenke wurden ausgetheilt, Freundschaftsversicherungen wurden gegeben; aber es entging dem scharfen Auge Benno's nicht, daß man dadurch nur die Armuth des Landes verstecken, und die Feindschaft, die man gegen die neuen Ankömmlinge hegte, verbergen wollte. Unter dem Heere, das zur Besiegung der Ungläubigen ausgezogen war, gab Jeder vor, er habe der Ehre Gottes sein Blut und sein Leben gewidmet, aber Jeder trug den niedrigsten Eigennutz in seiner Brust. Die Heerführer dachten nur an Eroberungen großer Provinzen, die Soldaten dürsteten nur nach Raub und Beute und überließen sich allen Gräueln einer schlecht geordneten Kriegszucht. „Ist sich denn der Mensch überall gleich?" rief Benno aus; „muß selbst das Heiligste entweiht werden, um seine niedrigen Triebe zu befriedigen? Mit welchen schönen Aussichten verließ ich mein Vaterland? und was werde ich hier anders sein,

als das elende Werkzeug, die Raubsucht meiner Untergebenen zu befriedigen, und der Ehrbegierde meiner Vorgesetzten genugzuthun?"

Die Armee der Kreuzfahrer verließ die Gegend von Konstantinopel und eröffnete den Feldzug des Jahres 1097 mit der Belagerung von Nicäa, der Hauptstadt Bithyniens. Kunst und Natur hatten diese Stadt befestigt, und der Muth ihrer Einwohner vertheidigte sie hartnäckig. Umsonst wagten die Heere der Christen mehrere Stürme, sie wurden zurückgeschlagen, und Haufen von Leichen bezeichneten die Stellen, wo sie mit vergeblicher Anstrengung gefochten hatten. Der Sultan Kilidge-Arslan hatte den größten Theil seiner Schätze in der Stadt, und rückte daher mit einer Armee von funfzigtausend Mann zu ihrem Entsatz an. Die Christen waren davon benachrichtigt, erwarteten den Sultan und schlugen ihn nach einem hitzigen Gefechte wieder in die Gebirge zurück. Er ließ viertausend Mann auf dem Platze, aber auch den Christen war dieser Sieg theuer zu stehen gekommen. Mehrere Tausende waren geblieben, unter ihnen Balduin Graf von Gent, einer der besten Freunde Benno's.

Der stolze Sarazene war über seinen Verlust mehr wüthend als niedergeschlagen. Er erneuerte am andern Morgen das Treffen, die Besatzung unterstützte ihn durch

einen heftigen Ausfall, und das Heer der Christen kämpfte den blutigsten Kampf, den es bis jetzt gefochten hatte. Benno stritt in der vordersten Reihe unter der Fahne Roberts von Flandern; ihm gegenüber that ein junger Sarazene Wunder der Tapferkeit; er hatte sich mit einem kleinen Haufen, der ihm folgte, durch das Vordertreffen der Christen durchgeschlagen und machte Alles nieder, was sich ihm entgegenstellte. Ein Pfeil verwundete seine rechte Hand, aber er faßte den Säbel mit der linken und stürmte gegen Benno an. Der Jüngling war ermattet, es gelang dem Ritter, ihn zu entwaffnen. Da fiel der junge Held ihm zu Füßen und sprach: „Christ, ich will Dein Sklave sein, nur schone meines Lebens!“ Benno war ausgezogen, um das Blut des gefallenen Freundes zu rächen, er rief: „Ungläubiger, Du mußt sterben!“ Da stammelte der Jüngling: „Ich habe einen alten Vater!“ aber Benno haute ihn nieder. Kaum sah ihn sein Haufe fallen, so stürmte er mit erneuerter Wuth gegen den Ritter an, seine versuchtesten Leute fielen, er selbst mußte sich zurückziehen. Schon neigte sich die Sonne gegen Abend, und noch war der Ausgang der Schlacht ungewiß, die Priester liefen mit dem Bilde des Gekreuzigten durch die Reihen, die Weiber schrien und heulten im Lager, da siegte endlich die Menge und die Schwärmerei, und die Sarazenen flohen in die Gebirge.

Während am andern Tage das ganze Lager den entscheidenden Sieg feierte, saß Benno traurig vor seinem Gezelte.

„Warum so niedergeschlagen, tapfrer Ritter?" fragte der Kapuziner Bernard.

„Ich habe einen wehrlosen Menschen ermordet," antwortete Benno.

„Ihr habt einen Ungläubigen geopfert," erwiederte der Kapuziner.

„Mönch!" seufzte Benno, „es war der schönste, tapferste Jüngling, den ich je sah."

„Es war ein Feind Gottes!" versetzte der Mönch.

„Er hatte einen alten Vater!"

„Wollte Gott, der alte Vater wäre auch in unsre Hände gefallen, so wär' die Brut vernichtet."

„Mönch, Ihr seid entsetzlich!" sprach Benno und entfernte sich.

„Gott will es haben!" rief ihm der Mönch nach.

Einsam ging der Ritter in dem Walde spatzieren, der an den rechten Flügel des Lagers stieß. Das Bild des unglücklichen Jünglings schwebte vor seinen Blicken, es stiegen Gedanken in ihm auf, vor welchen er erschrak,

er verlor ſich in Dunkelheiten und Zweifeln und kehrte erſt mit einbrechender Nacht wieder ins Lager zurück.

Nach einer langwierigen Belagerung ging endlich Nicäa durch Capitulation über. Das Heer der Chriſten bezeigte durch Gräuel und Grauſamkeiten ſeine Freude. Benno ſah dieſelben Laſter, die ehemals am Hofe Philipps mit dem Banne beſtraft wurden, ungeſtraft unter den Augen der Geiſtlichkeit, ja von Geiſtlichen ſelbſt verüben. Man war allgemein unzufrieden darüber, daß das Leben der Einwohner durch die Capitulation geſichert worden war, denn man hatte ſich vorgenommen, Alles über die Klinge ſpringen zu laſſen und weder Alter noch Geſchlecht zu ſchonen. Die Geiſtlichkeit ſagte laut, man brauche den Feinden Gottes kein Verſprechen zu halten, und munterte die Soldaten zum Mord auf, aber Butumites, der Feldherr der Griechen, hintertrieb es, indem er die Thore von Nicäa ſperrte und nicht mehr als zehn Mann von der Kreuzarmee auf einmal hereinließ, welche dann bei ihrer Zurückkunft ins Lager durch zehn Andre abgelöſt wurden. Damit das Mißvergnügen hierüber nicht laut ausbrechen möchte, ſo ließ er Geld unter die Soldaten vertheilen und erlaubte ihnen alle Ausſchweifungen, denen ſie ſich im Lager überließen. Viele der gefangenen Chriſten, welche vermöge der Capitulation ausgeliefert worden waren, gingen wieder zu den Sarazenen über.

Während sich das Heer der Kreuzfahrer aller Ausgelassenheit der Freude überließ und sorglos vor den Mauern der eroberten Stadt schwelgte, sann der Sultan, den sein Unglück nur entschloßner gemacht hatte, auf ihr Verderben. Er hatte durch Kundschafter erfahren, daß sie Willens wären, nach Antiochien zu marschiren, und lagerte sich daher mit einem auserlesenen Heere in die Gebirge, durch welche sie ihren Weg nehmen mußten. Das Heer der Christen brach auf. Es kam in die Gebirgspässe von Phrygien. Die Wege waren eng und beschwerlich, der Zug ging nur langsam, und die Armee theilte sich daher in zwei Kolonnen, um schneller durch die Gebirge vorzurücken. Der Sultan benutzte diesen Fehler und fiel die Kolonne an, welche linker Hand marschirte und die schwächste war. Die Armee war auf nichts weniger vorbereitet, als auf einen solchen Anfall. Die Sarazenen stritten mit grenzenloser Wuth, um den Schimpf ihrer zweimaligen Niederlage abzuwaschen. Die Christen wurden umringt, eine unzählbare Menge Volks blieb, und beinahe ihre ganze Bagage fiel in die Hände der Feinde. Robert focht mit seinen Vasallen mitten unter den dichtesten Haufen der Sarazenen, aber vierzig seiner tapfersten Ritter fielen an seiner Seite, Benno ward gefangen, und Robert selbst so schwer verwundet, daß er bald nachher starb. Es würde um die ganze Abtheilung des Heers geschehen sein, wenn

ihr nicht die andre Kolonne noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen wäre und die Sarazenen zurückgedrängt hätte.

Seiner Rüſtung beraubt, mit Ketten belaſtet, ward Benno mit mehreren Gefangenen vor den Sultan geführt.

„Hattet Ihr zu Hauſe keine Gräber, daß Ihr ſo weit herkommt, ſie zu ſuchen?“ fragte der Sultan.

Benno erwiederte ſtolz: „Wir fragen nach dem Tode nichts, wir ſtreiten und ſterben für die Ehre unſers Gottes!“

Da erhob ſich der Sultan von dem prächtigen Teppich, auf dem er ſaß, und fragte mit zornigem Blicke:

„Hält Euer Gott Rauben, Morden und Plündern für Ehre? Wenn es wahr iſt, daß er hier gewandelt hat, warum befleckt Ihr ſeine Fußtapfen mit Gräueln? Was thaten Euch meine Unterthanen? überfielen ſie Eure Hütten? trieben ſie Eure Herden weg? entführten ſie Eure Weiber? Ihr Unſinnigen, was trieb Euch über das Meer?“

Benno verſtummte. Man führte die Gefangenen aus dem Zelte des Sultans, vor welchem ſich eine Menge Volks verſammelt hatte, um ſie vorbeiführen zu ſehen. Da drängte ſich ein Jüngling durch den Haufen des

Volks, und trat zu Benno, und sprach zu dem Offizier, der die Wache der Gefangenen commandirte: „Emir, laß mich diesem Christen seine Fesseln lüften!“ Benno blickte auf, und siehe! der Jüngling stand vor ihm, den er in der Schlacht bei Nicäa so schändlich niedergehauen hatte. Eine breite Narbe lief an seiner Stirn hin, sein Angesicht war blaß. „Also Du lebst noch?“ rief Benno freudig. „Allah hat mich gerettet!“ sagte der Jüngling und blickte dankbar zum Himmel. „O vergieb mir!“ rief Benno, aber der Jüngling schwieg und lüftete ihm seine Fesseln.

Um seine Auslösung zu erleichtern, hatte sich Benno für einen gemeinen Krieger ausgegeben; aber er erschwerte dadurch seine Lage. Anstatt daß man die vornehmern Gefangenen als Geiseln im Lager zurückbehielt, so führte man ihn mit den Gemeinen nach Antiochien ab, und da man auch da ihren Aufenthalt nicht für sicher hielt, so transportirte man sie durch Syrien nach Kairo. Das Ungemach, das sie unterwegs ausstanden, war schrecklich. Mit elenden Lumpen bekleidet, mit Ketten aneinandergeschlossen, mußten sie die brennenden Sandwüsten dieser Gegenden durchwaten, ohne Obdach waren sie den Sonnenstrahlen unaufhörlich ausgesetzt, und oft vergingen mehrere Tage, ohne daß ein Trunk ihre trockne Zunge labte. Viele starben, und Benno blickte oft voll Sehnsucht zu dem Himmel und bat um das Ende seiner Qual,

zumal da ihm durch den Tod Roberts jede Aussicht zu seiner Befreiung benommen war.

Endlich näherten sie sich Kairo. Ihr Weg ging nun durch fruchtbare Aecker, durch schattige Wälder, bei blühenden Gärten vorbei, und schon der Anblick dieser schönen Landschaft stärkte die Ermatteten. „Sind das die Menschen," dachte Benno, „die unsre Priester Feinde Gottes nennen? warum läßt Gott die Saat seiner Feinde so schön aufgehen? warum erntet der Ungläubige so gut wie der Gläubige?"

Eine Menge Sarazenen, die sich vor den Christen geflüchtet hatten, hielten sich theils in Kairo, theils in den nahegelegenen Gegenden auf und hatten die Nachricht von den Grausamkeiten, die die Kreuzfahrer gegen die Anhänger des Propheten verübten, hierher gebracht. Die Ankunft so vieler Gefangenen und ihre öffentliche Ausstellung erregte daher einen Auflauf in der Stadt, und der Pöbel rottete sich zusammen und mißhandelte die Unglücklichen. Matt und entkräftet lag Benno auf den harten Steinen des Marktes. Ein sarazenisches Mädchen ging vorüber, der Anblick des unglücklichen Jünglings rührte sie, und ihre großen schwarzen Augen füllten sich mit mitleidigen Thränen. Sie nahte sich ihm schüchtern und fragte leise: „Armer Jüngling, bist Du krank?" Benno's

Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf ihrer schönen Gestalt, und er sprach: „Erbarme Dich, schönes Mädchen, und reiche mir einen Trunk!“ Da flog das Mädchen davon, und kam eilends wieder, und brachte ihm in einem Körbchen Datteln und Feigen, und in einem Kruge einen Trank von ausgepreßtem Zuckerrohr. Benno ergriff ihre Hand und drückte sie an sein Herz, er wollte danken, aber die Thränen erstickten seine Stimme. Das Mädchen erröthete und entfernte sich schnell. Da hob Benno seinen dankbaren Blick zu dem auf, der den Unglücklichen nahe ist, und rief mit Thränen: „O du bist aller Menschen Gott! und unter jedem Himmelsstriche giebt es Seelen, die barmherzig sind wie du!“

Um die Gefangenen den Augen des Pöbels zu entziehen, befahl der Kalif, daß sie als Sklaven unter die geflüchteten Sarazenen und unter die Einwohner Aegyptens, deren Söhne bei dem Heere des Sultans waren, vertheilt werden sollten. Ehe sie aber abgeführt wurden, besah er sie selbst. Alle fielen vor dem Kalifen auf die Knie, nur Benno nicht. Aus seinen Augen strahlte jene Größe, die über die Schicksale der Welt sich erhebt, und jene Würde, die selbst das härteste Unglück einer edlen Seele nicht entreißen kann. Der Kalif sah ihn lange an; endlich sagte er zu einem Emir aus seinem Gefolge: „Bringe diesen Sklaven zu Ali Monzo!“ Der Emir

verneigte sich tief vor dem Kalifen, und trat zu Benno und sprach: „Ungläubiger, die Gnade unsers Kalifen ist wie die Sonne, deren Strahlen unzählbar sind; er hat befohlen, daß Du der Sklave des weisen Ali Monzo werdest, darum mache Dich auf und folge mir.“ Benno folgte stillschweigend dem Emir; sie gingen durch die Thore von Kairo und wendeten sich südlich nach den Gebirgen.

Nach einer Stunde befanden sie sich an dem Fuße eines Bergs und betraten einen Fußsteig, der sich hinaufschlängelte. Der Berg war steil und der Tag so heiß, daß Benno mehrere Male unter der Last seiner Ketten erlag. Endlich erreichten sie seinen Gipfel und überblickten ein Thal, welches der Emir mit den entzückenden Gefilden verglich, welche der Prophet den Gläubigen im Paradiese versprochen hat, wo alle Blumen und alle Jungfrauen ewig blühen werden. „Und hier,“ fuhr er fort, „Ungläubiger, wirst Du wohnen; jenes Haus, welches dort von den hohen Cedern beschattet wird, ist die Wohnung des weisen Ali Monzo; diesen Wald von Oelbäumen hat er selbst gepflanzt; jener Garten ist sein Lieblingsort, dort blühen die schönsten Blumen des Morgenlandes, aber Alinda, die Tochter des weisen Ali, blüht schöner denn sie alle; doch hüte Dich, in den Himmel ihrer Augen zu blicken, denn einem niedrigen Sklaven geziemt es nicht, das Hohe zu betrachten.“

Benno hörte wenig von dem, was der Emir sprach. Er war so ermattet, daß er niedergesunken war, und wenn er sich ja über etwas freute, so war es darüber, daß er nun den Ort seiner Bestimmung vor sich sah, und bald ein ruhiges Plätzchen zu finden hoffte, wo er sterben könnte; denn er glaubte gewiß, daß der Tod seine Fesseln bald zerbrechen würde. Wie er sich wieder erholt hatte, stieg er mit dem Emir in das Thal hinab.

„Führe mich zu dem weisen Ali Monzo!" sprach der Emir zu einem Araber, der in Ali's Diensten war, und der Araber öffnete ihnen die Thür des Gartens und führte sie durch einen langen Gang, der mit Mandelbäumen besetzt war, zu der Laube, in der Ali sich befand. Sie traten hinein und erblickten einen Greis, der an einem Tische saß und las. Ungeachtet sein Haar weiß war, wie der Schnee, so glänzte doch in seinen Augen noch das Feuer der Jugend; die Jahre und das Schicksal hatten auf seinen Wangen Furchen gezogen, aber sie hatten sein Haupt nicht gebeugt. Um seine Lippen schwebte eine Gutmüthigkeit, die Vertrauen erregte, und der Ton seiner Stimme war sanft und ernst, wie die Stimme eines Vaters. Zu seinen Füßen saß auf einem prächtig gestickten Polster ein Mädchen von ungefähr funfzehn Jahren; ihre langen blonden Haare flogen in natürlichen Locken um ihre Schultern, Schönheit und Grazie schwebten auf

ihrem Geſicht, aber ihre Augen waren mit einer ſchwarzen Binde bedeckt. Sie hatte Blumen auf dem Schooße, mit denen ſie ſpielte, und neben ihr lag eine Zither. Der Emir ſprach:

„Weiſer Ali Monzo, Sohn Abdad, der Kalif, dem Allah Leben und Geſundheit geben wolle, ſendet mich zu Dir, und hat mir aufgetragen, Dir dieſen ungläubigen Sklaven, der in der Schlacht vom Heere des Sultans gefangen worden iſt, zu überbringen.“

„Allah erhalte den Kalifen!“ ſprach Ali, dann wendete er ſich freundlich zu Benno und fragte: „Mein Sohn, wo biſt Du her, und wie iſt Dein Name?“

„Ich heiße Benno, und mein Vaterland iſt weit von hier, weiſer Ali.“

„Nenne mich nicht ſo,“ erwiederte der Greis, „Du biſt ein Mitglied meines Hauſes geworden, und darfſt mich Vater nennen.“

Da fiel Benno zu Ali's Füßen und rief mit Thränen: „O mein Vater, gieb mir einen Platz, wo ich ruhig ſterben kann!“

Ali ſagte voll Mitleid: „Du biſt krank und wirſt geneſen!“ Er rufte dann einige ſeiner Diener und befahl ihnen, dem Ermatteten die Ketten abzunehmen und ſeiner zu pflegen.

Benno ward von ſeinen Ketten befreit, man wuſch und ſalbte ihn, man gab ihm ſtärkende Nahrungsmittel und führte ihn dann wieder in den Garten, wo er in einem kleinen mit Weinreben überzogenen Hüttchen ein bequemes Lager für ſich bereitet fand. Er fiel in einen tiefen Schlaf und erwachte erſt am andern Morgen, da die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Der Schlaf hatte ihn erquickt und geſtärkt, er fühlte ſich ziemlich geſund, aber mit dem Gefühle ſeiner Geſundheit erwachte auch das Gefühl ſeines unglücklichen Schickſals in doppelter Stärke. Er, ehemals geachtet und geſchätzt an dem Hofe des mächtigſten Fürſten von Europa, war jetzt ein niedriger Sklave, der auf den leiſeſten Wink gehorchen mußte, wenn es ſein Gebieter verlangte; er hatte ſein Vaterland verlaſſen, um Ehre und Ruhm zu erwerben, und ſchimpfliche Ketten, eine entehrende Gefangenſchaft, die erniedrigendſte Behandlung war ſein Loos geweſen. Die Zukunft ſtand wie eine Nacht vor ſeiner Seele. Von wem ſollte er Befreiung erwarten? Wer ſollte ihn in dem Winkel der Erde ausfindig machen, in welchen er gebannt war? — Alle dieſe finſtern Gedanken beſtürmten ſeine Seele, ſein geängſtetes Herz ergoß ſich in Thränen, er weinte laut.

„Was weinſt Du, Benno?“ fragte eine ſanfttönende weibliche Stimme.

Benno ſah ſich um und erblickte das ſchöne Mädchen mit den verbundenen Augen, die geſtern zu Ali's Füßen ſaß. Durch ihr Haar war ein friſcher Myrtenkranz gewunden, eine Zither hing an einem ſeidnen Bande über ihre Schulter, und in den Händen hielt ſie eine Blumenguirlande, die ſie eben wand.

„Ach, was hat der Hülfloſe anders als Thränen?“ antwortete Benno; „ich bin ſehr unglücklich; laß mich weinen, gutes Mädchen!“

„Biſt Du unglücklich?“ erwiederte das Mädchen; „ach nein, Du biſt nicht unglücklich! um Dich iſt ein ſchöner glänzender Tag, Du kannſt die Sonne ſehen, und die Erde mit allen ihren Blumen, und die Geſtirne der Nacht und den freundlichen Mond. Die arme Thirza kann das nicht ſehen, die arme Thirza iſt blind! Mein Vater ſagt, Allah habe ſeine Herrlichkeit auf dem Angeſichte des Menſchen geoffenbart, ich armes Mädchen habe das ſchöne Menſchenangeſicht nie geſehen! In Deinen Träumen erſcheinen Dir freundliche Geſtalten, aber in Thirza's Träumen ſind keine Geſtalten, ach! die arme Thirza iſt unglücklicher als Du!“

Da ergriff Benno die Hand des Mädchens und ſprach: „Unglück bindet Seele an Seele, Thirza, ſei

meine Freundin!“ Aber Thirza ſetzte ſich ſtillſchweigend nieder, nahm ihre Zither und ſang:

„Allah giebt Licht in Nächten,
Allah giebt Troſt in Noth!
Und bleichgehärmte Wangen
Färbt Allah wieder roth!

„Blumen und Blüthen welken,
Jahre verſchwinden im Flug;
Doch ach mein Herz wird bleiben,
Das hier voll Schwermuth ſchlug!

„Fröhlich zu Allahs Wohnung
Werd' ich hinübergehn,
Dort wird die Nacht verſchwinden,
Dort wird mein Auge ſehn.“

„Wer hat Dich das ſchöne Lied gelehrt, Thirza?“ fragte Benno. Thirza ſeufzte und ſprach: „mein Herz und mein Unglück!“

Benno blieb mehrere Tage in dem kleinen Hüttchen, ſeine Füße waren geſchwollen, ſeine Hände von den Ketten wundgerieben, er konnte nicht gehen. In ſeiner Einſamkeit ſah er Niemanden, als die Diener Ali's, die ihn ſorgfältig verpflegten, und die liebenswürdige Thirza, die täglich zu ihm kam, ihn jeden Morgen mit friſchen Blu-

men beſchenkte und wie ein guter Genius den Kummer ſeines Herzens linderte. Er nannte ſie ſeinen Engel; denn der Ton ihrer Zither, die Melodie ihres Geſanges waren allein vermögend, die finſtern Wolken zu verſcheuchen, die auf ſeiner Seele lagen.

Endlich war er völlig geneſen. Thirza begleitete ihn, da er zum erſten Male wieder ins Freie hinaustrat. In dumpfer Betäubung hatte er vormals das herrliche Thal überſehen, jetzt ſprach die Stimme der Natur mit voller Kraft zu ſeinem Herzen; ein lebendiger Odem wehte Muth in ſeine Seele; er fühlte wieder eine Verwandtſchaft mit ſeinem Leben, eine Luſt an ſeinem Daſein; er drückte mit freudiger Rührung Thirza's Hand und ſprach:

„O Thirza! in dieſem ſchönen Thale werde ich Alles vergeſſen, meine Hoffnungen, meine Wünſche, mein Unglück, Alles, Alles!" — „Gefällt es Dir, Benno?" erwiederte das Mädchen; „o ja, es iſt ſchön! ich fühle, daß mich ein leiſes Lüftchen umweht, ich höre es durch die Wipfel der Cedern rauſchen und mit den Blättern des Feigenbaums ſpielen; ich höre das Summen in den Blumen und Blüthen, ich freue mich auch."

„Gutes Mädchen!" rief Benno aus und küßte ſie auf die Stirn. — „Komm', laß uns zu unſerm Vater gehen, Benno," ſprach Thirza, „er hat oft nach Dir

gefragt, und ich habe ihm viel von Dir erzählt, er liebt Dich."

Er ging mit Thirza in die Laube, in der Ali Monzo saß. „Willkommen, mein Sohn!" rief ihm der Greis entgegen; „bist Du wieder hergestellt?"

„Habe Geduld mit mir, mein Vater," antwortete Benno; „Deiner sorgsamen Pflege habe ich es zu verdanken, daß ich noch lebe; aber ich habe meine Freiheit, mein Vaterland, meine Freunde, Alles, was mir lieb ist, verloren."

„Glaube nicht," unterbrach ihn der weise Ali, „daß das Herz des Greises die Gefühle der Menschlichkeit nicht mehr kennt. Setze Dich, Benno, und erzähle mir von Deinem Vaterlande und Deinen Freunden. Was bewog Dich, sie so weit zu verlassen, und Dein Leben und Deine Freiheit dem ungewissen Spiele des Kriegs auszusetzen?"

Benno sagte: „Die heiligen Länder, wo die Geheimnisse unsrer Religion vorgegangen sind, sind jedem Kinde bei uns von dem zartesten Alter an bekannt. Wenn wir kaum den Namen unsers Vaterlandes wissen, hören wir schon von Aegypten, wo das Volk Gottes auszog; von dem hohen Sinai, wo der furchtbare Ewige seine Gesetze gab; von Bethlehem, wo ein Gott, der sanfter war,

menſchliche Geſtalt annahm; von Jeruſalem, wo ſie den Freundlichen tödteten; von Thabor und Horeb, wo er ſich in dem Glanze ſeiner Herrlichkeit zeigte. Da hatte ich ſchon von Jugend auf den Wunſch, dieſe wunderbaren Gegenden einmal zu ſehen, und, wenn ich nach Hauſe käme, der Achtung zu genießen, die man Jedem bei uns erzeigt, der hier geweſen iſt. Dieſer Wunſch verlor ſich, da ich an dem Hofe eines unſrer Könige lebte, und durch das üppige Leben, das dort herrſchte, zerſtreut und, ich möchte beinahe ſagen, mir ſelbſt entriſſen wurde. Ich floh endlich den verderbenden Strudel des Hofs und lebte einſam auf der Burg meiner Väter. Da wachten alle die frommen Gefühle meiner Kindheit wieder in mir auf, und ich ergriff mit Freuden den Entſchluß, den die größten Helden meines Vaterlandes nahmen, und zog bewaffnet aus meiner Heimath, um das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen zu befreien; aber wir verdienten es nicht, die Ungläubigen zu beſiegen, denn das Heer der Chriſten übergab ſich allen Ausſchweifungen und Laſtern."

„Was nennſt Du ungläubig?" fragte Ali. „Jüngling, ich habe die Völker geſehen vom Ganges bis zum Nile, und jedes belegte das hohe Weſen mit einem eignen Namen, und erzählte beſondre Geſchichten von ihm, und nannte alle die Ungläubige, die ihm einen andern Namen gaben und andre Geſchichten erzählten. Aber da ich ſah,

daß sie Alle glaubten, daß der hohe Ewige gütiger sei, als wir verstehen, und heiliger, als wir begreifen, daß wir Alle seine Kinder wären, und der Tugendhafteste sein liebstes Kind, da nannte ich sie Alle Gläubige. O Benno, Dein Gott hat nicht nur vor Zeiten hier gewandelt, er ist noch hier, er ist überall, er wandelt sichtbar vor uns, denn durch ihn blühen die Blumen, und reifen die Saaten, und das Menschenherz wird veredelt!"

„Aber mein Vater, unsre Priester sagen —"

„Die Menschen sind Kinder," versetzte der weise Ali, „und die Priester sind ihre Wärterinnen; sie erzählen ihnen fürchterliche Geschichten, damit sie still sind, und freundliche, damit sie lachen, aber ihren Verstand lassen sie schlafen, damit sie der Ruhe nicht entwachsen."

Giebt es ein schöneres Gefühl, als das der Offenheit und des Zutrauens? ach! wenn sich die Brust einer andern geliebten Brust öffnen, wenn sich das beklommne Herz einem andern Herzen aufschließen kann, da wachen alle entflohene Freuden wieder auf, und ihre bleiche Gestalt erhält durch die Erzählung Farbe und Leben; da gehen die Tage der Vergangenheit vor unsrer Seele vorüber wie geliebte Verstorbene, die wir im Traume wiedersehen; da erscheinen selbst kummervolle trübe Stunden in einem freundlichen Gewande, sie bringen eine süße Wehmuth in

ihrem Gefolge, und freuen uns, denn sie sind unser, wir haben sie theuer erkauft, mit vielen Thränen.

Benno war bis jetzt mit Menschen umgegangen, die wenig Theil an ihm genommen hatten, um so mehr mußte er den edeln Greis lieben, der bei allem Ernste seines Alters jene zärtliche Theilnahme nicht verloren hatte, die Zutrauen erwirbt. Er liebte und achtete ihn auch wirklich wie seinen Vater, und glaubte ihm diese Achtung am besten durch unbegrenzte Offenheit zu beweisen. Er würde es für ein Verbrechen gehalten haben, sich dem Vortrefflichen anders zu zeigen, als wie er war, und daher verschwieg er ihm auch nicht den unbedeutendsten Umstand in der Geschichte seines Lebens.

Der weise Ali hörte ihm aufmerksam zu. Sein Blick ward finster, wie Benno erzählte, daß er den jungen Helden ungeachtet seines Bittens niedergehauen hatte, aber sein Angesicht erheiterte sich, als Benno seine Reue über diese That schilderte, und seine Freude, wie er den Jüngling im Lager wiedergesehen hatte. „Und nun," fuhr Benno fort, „segne ich den Tag, wo ich auf Befehl des Kalifen Dein Sklave ward. Dein Volk hat Dir den Beinamen des Weisen gegeben, um seine Achtung gegen Dich an den Tag zu legen, aber welchen Namen soll ich Dir geben, um Dir zu sagen, wie sehr ich Dich liebe?"

„Du bist nicht mein Sklave," versetzte Ali Monzo, „wen bloß Unterwürfigkeit umgiebt, der ist unglücklich; Liebe und Freundschaft haben mich durch das Leben geführt und sollen mir auch den Abend meiner Tage erheitern! O mein Sohn, wenn ich zurückblicke auf den Weg, den ich gewandelt bin, so wird mein Herz voll Dank und Freude! Oft hat mich Allah kummervoller Tage gewürdigt, ich danke ihm, denn sie bereiteten mich zu dem Genuß der schönern vor, die darauf folgten, und jetzt, da die Sonne meines Lebens immer tiefer und tiefer sinkt, jetzt fühle ich es, daß ich ohne sie nie das geworden wäre, was ich bin! Mein Volk benennt mich mit dem Namen des Weisen, aber Du denkst zu gut von der Menge, wenn Du glaubst, daß es geschieht, um mir seine Achtung dadurch an den Tag zu legen. In den Augen des großen Haufens bin ich weiter nichts als ein Sonderling. In meiner Jugend that ich mich hervor und forderte keine Belohnung, im reifern Alter wurden mir Ehrenstellen angetragen, ich schlug sie aus. Entfernt von dem täuschenden Wahne, auf das Glück eines ganzen Volks zu wirken, glaubte ich meine Pflichten als Mensch und Bürger weit gewisser zu erfüllen, wenn ich die Menschen glücklich zu machen suchte, die mich umgaben. Noch vor wenig Jahren trug man mir die Würde eines Kalifen an, aber was mich vielleicht in der Jugend geblendet haben würde,

that im Alter keine Wirkung auf mich. Ich lehnte den Antrag ab und verhalf dem jetzigen Kalifen, den ich als einen redlichen und einsichtsvollen Mann kannte, dazu. Seitdem nennt mich der Kalif weise, und das Volk betet ihm nach."

Ali Monzo ward durch ein Freudengeschrei unterbrochen, das sich auf einmal außerhalb des Gartens erhob. Man hörte den Namen Alinde ausrufen, und Thirza, die bis jetzt still zu Ali's Füßen gesessen hatte, fuhr auf und rief: „Alinde ist wiedergekommen! Komm', Benno, und führe mich zu meiner Schwester!" — Eben wollte er mit ihr die Laube verlassen, da flog Alinde den Gang herauf, stürzte an die Brust ihres Vaters, und Thirza hielt sie fest umschlungen. Man that tausend Fragen, und keine wurde beantwortet; man wollte sich Vieles erzählen, aber man stammelte nur abgebrochene Worte.

Endlich, da das erste tobende Entzücken einer ruhigern Freude Platz gemacht hatte, da blickte sich Alinde um und ward Benno gewahr. „Wer ist dieser Fremdling?" fragte sie, aber Benno, wie vom Blitz getroffen, stürzte sich zu ihren Füßen und rief: „Ja, Du bist es! Du bist es! Meine Wohlthäterin! meine Retterin! ich war verlassen, Du nahmst Dich meiner an; ich wäre verschmachtet ohne Deine Hülfe; erkennst Du nicht mehr den armen Sklaven in Kairo?"

Alinde erröthete, und der Greis schloß sie liebend in seine Arme und sprach: „Du bist die Tochter des Ali Monzo!"

Vieles hatte Alinde schon von ihrer Reise, von ihren Beschäftigungen in Kairo und von dem Oheim, in dessen Hause sie sich aufgehalten hatte, erzählt, aber es schien, als läge ihr noch etwas auf dem Herzen, das sie nur dem vertrauten Zirkel ihrer Familie eröffnen wollte. Es war Abend. Alle hatten sich an den Fuß einer hohen Cypresse gelagert, die sich hinter dem Garten erhob, da sprach der Greis zu Alinden, die in stilles Nachdenken versunken dasaß: „Hat mir meine Tochter nichts weiter zu sagen?" Alinde blickte ihn an, als wollte sie um Verzeihung bitten, und sprach: „Ja, mein Vater, aber nur Dir und Thirza." — „Benno ist ein Mitglied meiner Familie," erwiederte der Greis. — „Er ist mein Bruder," sprach Thirza. — „Vergieb mir, Benno," sagte Alinde und reichte ihm die Hand. „Du weißt, mein Vater," fuhr sie fort, „mit welcher Grausamkeit die gefangenen Christen in Kairo behandelt werden; der Kalif sagt, es sei nothwendig, aber die Herzen der edeln Sarazenen sagen, es sei abscheulich. Kaum waren die ersten Gefangenen als Sklaven vertheilt, so kam ein zweiter Transport, gegen welchen der Pöbel mit der nämlichen Erbitterung wüthete.

„Ich hörte von dem Elende der Unglücklichen, die abgemattet von der beſchwerlichen Reiſe, ohne Nahrung, ohne Erquickung, ſelbſt ohne Obdach auf den öffentlichen Plätzen von Kairo lagen. Da hüllte ich mich in ſchlechte Kleider und brachte ihnen ſtärkende Nahrungsmittel. Ich glaubte es eben ſo unbemerkt thun zu können, wie das erſte Mal, aber ein Emir, der die Wache der Gefangenen befehligte, erblickte mich. Er eilte auf mich zu und fragte: „„Wer biſt Du, daß Du es wagſt, dieſen Sklaven beizuſtehen?““ Man hat Muth, haſt Du oft geſagt, Vater, wenn man ſich einer guten Handlung bewußt iſt; ich fühlte die Wahrheit Deiner weiſen Lehren und antwortete unerſchrocken: „„Ich bin eine freie Sarazenin und habe ein menſchliches Herz!““ Da blickte mich der Jüngling mit Wohlwollen an und ließ mich von einem ſeiner Diener nach Hauſe begleiten. Des andern Tages kam er in das Haus meines Oheims, er hatte ſein kriegeriſches Gewand abgelegt, es war nicht mehr der Emir unter dem Heere des Sultans, es war ein blühender, ſchöner Jüngling, voll Sanftmuth und Liebe. Er erfuhr meinen Namen und meinen Stand, er kam oft, und — Vater — ich ſah ihn gern kommen. Er blieb mehrere Wochen, und ich ſah ihn täglich. Endlich kam der Tag heran, wo er wieder zum Heere zurückkehren ſollte. Er nahm Abſchied, ach! ich war ſehr traurig, ich fühlte es

tief, wie theuer er meinem Herzen geworden war. Weinend drückte ich ihm die Hand. Schon wollte er fortgehen, da kehrte er wieder um und sprach: „„Edles Mädchen, wenn mir Allah das Leben fristet und ich wieder zurückkomme von dem Heere, darf ich dann zu Deinem Vater gehen und ihm sagen: gieb mir Alinden, daß sie mein Weib werde?"" Ich lehnte mich an seine Schulter und sprach leise: — „„Du darfst!"" — „„Omar ist glücklich!"" rief er, drückte mich fest an seine Brust und stürzte zu dem Zimmer hinaus."

„Verzeihe mir, Vater, ich konnte Dich nicht um Rath fragen, Du warst fern, und ich liebte den Jüngling."

„Was hätte ich Dir rathen können?" versetzte der weise Ali; „der Mensch kennt an dem andern Menschen wenig mehr, als die Gestalt, aber der Geist der Welt kennt die Geister und die Herzen, und welche er mit Liebe verbindet, die gefallen ihm wohl und die segnet er!"

Benno hatte weiter kein Geschäft, als Thirza's Begleiter zu sein. Er führte sie früh in den Garten, durchflocht ihr blondes Haar mit frischen Blumen, führte sie dann zu Ali, oder ging mit ihr in den Hain und suchte Blumen, die sie zu Kränzen wand. Bei dieser Beschäftigung lehrte sie ihn Lieder, die sie selbst gemacht hatte, und er sang sie mit ihr, wenn sie die Zither spielte.

Mit jedem Tage gewann er das ſtille, fromme Mädchen lieber. Stunden lang ſaß er bei ihr, ſie hatte ihren Kopf auf ſeinen Arm gelehnt, und ſeine Hand ruhte in der ihrigen. Oft ſagte ſie zu ihm: „Seit ich Dich habe, Benno, ſeitdem iſt es mir, als ob Allah meine Nacht heller gemacht hätte, als ob die Blumen, mit denen ich ſpiele, ſchöner dufteten, und als ob Alles um mich freundlicher wäre; ach Benno, iſt Dir denn auch wohl an meiner Seite? Ich bin freilich nur ein blindes Mädchen, aber mein Herz iſt gut.“ — Benno küßte ſie dann auf die Stirn und ſagte: „Thirza, an Deiner Seite werde auch ich gut werden!“

Einſt ſaßen ſie ſo an einem ſchönen Morgen im Hain; zu ihren Füßen rauſchte ein Quell, der ſich ins Thal ergoß, und das Leben der erwachten Natur tönte in tauſend Melodien um ſie her. Da ergriff Thirza ihre Zither und ſang:

„Die Quelle rauſcht, die Mücke ſchwirrt
Im warmen Sonnenſtrahl,
Die Biene ſummt, das Täubchen girrt,
Es lebt und webt im Thal!
Wem rauſcht der Quell
So ſilberhell?
Wem tönt das Leben der Flur?
O Allah, dir!

Nur dir, nur dir,
Nur dir und der Natur!

„Das Täubchen girrt, das Täubchen liebt,
Die Liebe singt im Hain,
Ein Blümchen sich dem andern giebt
Zum seligen Verein.
Sag' an, Gesang,
Mein Saitenklang,
Wen liebt, wen liebt die Flur?
O Allah, dich!
Nur dich, nur dich,
Nur dich und die Natur!

„Was rauscht um mich, was weht um mich?
Was spielt mir um die Brust?
Dein Athem ist's, du liebst auch mich,
Und füllst mein Herz mit Lust.
Und welk' ich hin,
Wie Blumen hin,
Und schwind' ich von der Flur,
Dann seh' ich dich,
O Allah, dich!
O, dich und die Natur!"

„O Thirza, Du bist glücklich!" rief Benno aus, „die bunten Erscheinungen dieser Welt gaukeln nicht vor Deinen Augen vorüber und stören Deine stille Seele in

ihren frommen Betrachtungen, die Natur spricht zu Deinem Herzen wie ein geliebter Freund, mit dem man sich im Dunkeln unterhält."

Thirza schlang ihren Arm um seinen Nacken und zog ihn an ihre Brust. „Benno," sprach sie, „Deine Stimme spricht am schönsten zu meinem Herzen!"

So floh ein Monat nach dem andern hin, selten, daß man einen einzigen Tag von der gewohnten Lebensweise abwich, denn der weise Ali hatte die Meinung, man genieße sein Leben ungleich besser, wenn man es so viel als möglich vereinfachte. —

Anfänglich blickte Benno oft mit thränenden Augen der untergehenden Sonne nach, und wenn dann Thirza aus seiner zitternden Stimme seinen Kummer errieth und ihn schmeichelnd nach der Ursache fragte, da drückte er das liebe Mädchen an sein Herz und sagte: „Die Sonne steht tief in Westen, die Küste meines Vaterlandes glänzt im Abendroth; ach Thirza, mit diesem Abendrothe glänzen alle die schönen Tage zu mir herüber, die ich dort jenseits des Meeres lebte, die lieben Gestalten meiner Freunde stehen vor meinen Augen, und ich nehme Abschied auf ewig." — Aber der zärtlichen Theilnahme Thirza's und der väterlichen Begegnung des weisen Ali gelang es endlich, diese Sehnsucht zu mildern. Benno gewöhnte sich nach und nach an den Gedanken, auf im-

mer von seinem Vaterlande geschieden zu sein, ja, es gab schon Augenblicke, wo er fühlte, daß ihm der Abschied von Ali's Familie, besonders von Thirza, mehr kosten würde, als die Trennung von seinem Vaterlande. — „Und was habe ich denn verloren," sprach er zu sich selbst, „wenn ich auch nie wieder nach Europa zurückkehre? Ist nicht das Vaterland überall, wo uns theilnehmende gute Menschen umgeben? Trennt uns nicht auch in der Heimath das Schicksal von alten Freunden, und führt uns neue zu? Ist denn diese Ruhe, dieser Friede meiner Seele, den ich hier unter den glücklichen Menschen fand, nicht werth, daß ich ihm den eiteln Wunsch aufopfere, ein geräuschvolles, ruhmsüchtiges Leben zu führen? Ich Thor! wie lächerlich war der Zweck, der mich bestimmte, mein Vaterland zu verlassen? Ehre wollte ich einernten, mit Ruhm gekrönt wollte ich zurückkehren! Dank dir, ewige Vorsehung, daß du mir statt Schattenbildern, die ich wünschte, Wirklichkeit gabst, die ich nicht kannte; statt leerem Flitterglanz, den ich schätzte, echtes Gold, dessen Werth mir fremd war. — O räthselhaftes Wesen! durch welche Labyrinthe muß der Mensch geführt werden, ehe er das begreifen lernt, was ihm so nahe liegt!"

Vergebens hatte Alinde von einem Tage zum andern auf Nachricht von der Armee des Sultans gewartet. Man

wußte, aber nur ziemlich unbestimmt, daß die Kreuzfahrer immer weiter vordrangen, und die Armee des Sultans zu schwach war, dieses vom Fanatismus beseelte Heer aufzuhalten. Die Unruhe über das Schicksal Omars raubte Alinden jeden frohen Genuß; sie floh selbst den Umgang ihrer Familie, um ungestört an den entfernten Geliebten denken zu können.

Endlich, es war an einem Nachmittage, wo der weise Ali mit einigen seiner Diener ausgegangen war, um eine entfernte Pflanzung zu besehen, da traf er unterwegs einen Jüngling, der von Kairo gewandert kam.

„Führt dieser Weg zu der Wohnung des weisen Ali Monzo?" fragte der Wanderer. — „Ich bin Ali, den Du suchst," erwiederte der Greis. Da legte der Jüngling seine Arme auf die Brust und verneigte sich tief. „Weiser Ali," sprach er, „Omar, der Sohn Kahidor, ist in Kairo, und sendet mich zu Dir, Dir diesen Brief zu überbringen." — Ali überlas den Brief und eilte freudig nach Hause; der Bote folgte mit den Dienern Ali's von fern nach.

Als sich nun am Abend Alinde, Thirza und Benno um den Greis versammelten, da überblickte er mit freudiger Rührung seine Lieben und sprach mit lächelnder Miene zu Alinden: „Habe ich Dir nicht gesagt, meine Tochter,

Herzen, welche Allah mit Liebe verbindet, die segnet er? Sieh', Du Verzagte, die Wahrheit meiner Worte, hier ist ein Brief von Omar." — „Von Omar?" fuhr Alinde auf, „o mein Vater! von Omar?" — „Er ist in Kairo," sprach Ali, „und wird morgen hier sein." Alinde fiel an die Brust ihres Vaters, und Freudenthränen erstickten ihre Stimme. — „Die zweite Nachricht," fuhr der Greis mit ruhiger Fassung fort und wendete sich zu Benno, „gilt Dir, mein Sohn. Die Christen haben endlich ihren Zweck erreicht, sie haben Jerusalem eingenommen und ihrem Gotte Grausamkeiten zum Opfer gebracht, vor denen sich die Menschheit entsetzt. Jetzt macht sich der größte Theil ihres Heeres zur Rückreise fertig. Du bist ein edler Jüngling, ich schenke Dir Deine Freiheit; kehre in Dein Vaterland zurück und sage den blutdürstigen Europäern, daß Du jenseit des Meeres Sarazenen fandest, die Dich wie einen Freund aufnahmen und wie einen Sohn liebten." — Voll stummer Rührung küßte Benno die Hand des weisen Ali, aber Thirza fragte mit zitternder Stimme: „Hast Du mir nicht auch eine freudige Nachricht zu sagen, mein Vater?" Da schloß sie der Greis in seine Arme und sagte voll Wehmuth: „Allah liebt Dich, Du frommes Mädchen, sei Du geduldig und trage!"

Die Worte des Greises durchschnitten Benno's Herz;

er eilte hinaus ins Freie, um in der Einsamkeit einem Gefühle Luft zu machen, das seine Brust beengte. Kaum war er einige hundert Schritte entfernt, als er einen fremden Jüngling erblickte, der mit Ali's Dienern sprach. Benno war in einer Stimmung, wo man die Menschen flieht; er wollte ausweichen, aber die Stimme des Fremden schien ihm bekannt. Ein Sklave, der im Garten arbeitete, sagte ihm, es sei der Bote, der heute von Kairo gekommen sei. Er näherte sich ihm, und wer beschreibt sein Erstaunen? Es war der Jüngling, den er in jener Schlacht so unmenschlich behandelt hatte und der sich hernach so edelmüthig an ihm rächte.

„Großmüthiger Mensch! treffe ich Dich endlich wieder?" rief Benno aus und eilte auf ihn zu. Da erkannte ihn der Jüngling und reichte ihm die Hand. „Christ, ich bin Dir vielen Dank schuldig," sagte er, „ohne Deine Grausamkeit wäre ich jetzt nicht mehr. Die Wunde, die ich von Dir erhielt, verhinderte mich bei der Schlacht von Antiochien zu sein, und in dieser mörderischen Schlacht hätte ich mein Grab gefunden, denn Keiner von der Mannschaft, die unter meinem Befehl stand, entkam der Wuth der Europäer." — „O das vermindert meine Schuld nicht," erwiederte Benno, „komm' zu dem weisen Ali und kündige mir in Gegenwart dieses edeln Greises meine Vergebung an!"

Wider seinen Willen zog er ihn zu der Laube, in welcher Ali Monzo mit seinen Töchtern saß. — „Sieh' hier den großmüthigsten Menschen, mein Vater!" rief er aus; aber auf einmal ward er unterbrochen, Alinde sprang auf und stürzte sich mit dem lauten Schrei: „Omar! mein Omar!" in die Arme des Jünglings.

Omar drückte das liebende Mädchen fest an sein Herz und stammelte: „Weiser Ali, verzeihe mir diese Ueberraschung!"

Benno entfernte sich bald von dem Zirkel der glücklichen Menschen. In seinem Herzen kämpfte die Sehnsucht, wieder in sein Vaterland zurückzukehren, mit der Liebe zu Thirza. War nicht dieses stille, sanfte Mädchen der Genius gewesen, der ihn auf die Bahn der Tugend zurückgeführt, der ihn mit sich selbst und der Welt ausgesöhnt hatte? O diese fromme Seele hing so fest an ihm, liebte ihn mit der Reinheit eines Engels, und er sollte sie verlassen? In Betrachtungen verloren, irrte er im Haine umher, da vergoldete der letzte Blick der scheidenden Sonne die Wipfel der Bäume. „Ach dort! dort!" rief er aus, „dort ist das Land, wo ich geboren ward, dort ist die heilige Erde, die die Asche meiner Vorfahren in sich schließt; schönes Land, soll ich dich nie wiedersehen? stille Gräber, soll ich euch nie wieder besuchen? Aber wie? bin ich nicht selbst auf dem Boden meiner

Muttererde fremd? gehört nicht die Burg meiner Väter einem fremden Besitzer? soll ich als ein Bettler in meiner Heimath ankommen? Die Freunde meiner Jugend werden mich liebreich aufnehmen, ihre Unterstützung wird mir bald einen neuen Besitz verschaffen, ich werde dann in Friede und Ruhe meine Tage beschließen und mich dankbar an euch erinnern, ihr edeln Menschen, die ihr mich lehrtet, wie man glücklich leben muß! Ich werde dein denken, Thirza!" —

Die Thränen rollten über seine Wangen herab, er lehnte sich an einen Baum und sah mit unverwandtem Blicke der verschwindenden Abendröthe nach. — Horch! da erklang der Ton von Thirza's Zither, die Abendluft trug ihn sanft über die Flur, aber er durchzitterte Benno's Brust. Seine Thränen strömten heftiger, leise schlich er sich durch das Gebüsch zu dem Orte, wo Thirza saß. — Es war das Plätzchen, wo er so oft mit ihr gesessen hatte, wo sie ihn so manches Lied gelehrt hatte, das aus ihrer schönen Seele emporgestiegen war.

Schwermüthig saß sie da, ihren Kopf stützte sie mit ihrer linken Hand, die Zither ruhte nachlässig in ihrer Rechten. — „Es ist der erste Abend, daß er nicht hier bei mir sitzt!" sagte sie leise; „ach! er wird nie wieder bei mir sitzen! Er zieht in ein fernes Land — Thirza bleibt allein, aber Allahs Segen und Thirza's Geist wer-

den ihn begleiten. Sie schwieg eine Weile, dann nahm sie die Zither und sang:

„So willst du mich in meiner Nacht verlassen,
Mein treuer Führer? willst du gehn?
Soll ich nicht mehr die liebe Hand umfassen?
Nicht mehr an deiner Seite stehn?

„O denke, wie wir hier so oft gesessen,
Wie oft mein Herz an deinem schlug!
Ist's möglich! kann man jemals das vergessen,
Was man so tief im Busen trug?

„Wohl kummervoll sind meiner Jugend Tage,
Und meines Schicksals Gang ist Nacht;
Doch, armes Mädchen, schweig' und duld' und trage,
Bis dir ein schönrer Himmel lacht!"

„Nein, Thirza, nein! mein Entschluß ist gefaßt!" rief Benno, und stürzte durch das Gebüsch, und fiel zu Thirza's Füßen, und umschlang ihre Knie, „ich verlasse Dich nicht, ich bleibe bei Dir, ich will Dein Führer sein durch mein ganzes Leben, frommes Mädchen, ich liebe Dich unaussprechlich!"

Thirza war erschrocken, ihre Zither war ihren Händen entsunken, leise lispelte sie: „Willst Du das, Benno? wird Dir das Opfer nicht zu theuer sein? O fühle an mein Herz, jeder seiner Schläge klopft für Dich?"

Da umfaßte ſie Benno und trug ſie zu ihrem Vater: „Ali,“ ſprach er, „Du haſt mir die Freiheit gegeben, ich ſtehe vor Dir als ein freier Menſch; willſt Du mir dieſes Mädchen zum Weibe geben, ſo will ich bei Dir bleiben, ich will Dich pflegen in Deinem Alter, ich will jeden Deiner Winke befolgen, ich will mich beſtreben, beſſer und tugendhafter zu werden, um den Engel zu verdienen, der in meinen Armen ruht. Ali, ich beſchwöre Dich bei Allah, Deinem Gott, mache dieſes Mädchen und mich nicht unglücklich!“

Ali ſagte lächelnd: „Fragteſt Du mich nicht heute, Thirza, ob ich Dir keine freudige Nachricht zu geben hätte? Dies,“ fuhr er fort und legte Benno's Hand in die ihrige, „dies iſt die freudige Nachricht, die ich Dir gebe! Und nun, meine Kinder, tretet um mich her.“ Da umringten ihn Alinde und Omar, und Benno und Thirza. Und der Greis blickte zu dem nächtlichen Himmel empor und ſprach: „Der Geiſt der Welt, welcher in Oſten ſeine herrlichen Geſtirne aufgehen läßt und ſie in Weſten ins Meer hinabſenkt, der ruft den Menſchen aus dem Nichts hervor, und läßt ihn über die Erde hingehen, und ſenkt ihn ins Grab; aber der Weg iſt ſchwer und lang, und damit er ſeinen ſchwachen Kindern nicht zu mühſam würde, ſo gab er ihnen drei Genien zur Begleitung, die Liebe, die Freundſchaft und die Tugend. Sie führen uns

leicht und sicher, und der letztere von ihnen bleibt bei uns, bis wir hinabsinken in das Meer der Ewigkeit. O Ihr Geliebten, wandelt mit diesen freundlichen Genien Hand in Hand, und kommt dereinst mit ihnen hinüber an jenes ferne Gestade, wo Euer alter Vater Ali Euch erwartet.“

Die Urne.

Ich denke noch oft mit Rührung an die letzten Lebenstage meines Vaters. Die immer heitere und ruhige Stimmung seines Charakters verließ ihn auch in der langwierigen Krankheit nicht, die endlich seinem Leben ein Ziel setzte, ja, es gab oft Augenblicke, wo sich sein Geist zu einer jugendlichen Munterkeit erhob, und er benutzte sie, um die Summe seiner Erfahrungen als ein kostbares Unterpfand in die Herzen seiner Kinder niederzulegen. Ich erinnere mich noch lebhaft eines Abends, wo er sehr heiter war. Meine beiden Brüder Robert und Leopold waren von der Universität zu Hause gekommen, und der würdige Greis schien zu ahnen, daß es das letzte Mal sei, daß er seine Kinder um sich versammelt sähe. Diese Ahnung schlug seinen Geist nicht nieder, sie gab ihm vielmehr

jene zärtliche Stimmung, die uns bei einem nahen Abschiede zu dem Bestreben hinneigt, in jedem Herzen ein freundliches und liebevolles Andenken zurückzulassen. Da er überdies den größten Theil seines Lebens als praktischer Arzt verlebt hatte, so war er mit dem Gedanken des Vergehens so vertraut geworden, daß er sein eignes Hinwelken mit aller Besonnenheit beobachtete.

Wir saßen um das Kamin herum; mein Vater in seinem Lehnstuhle; er hatte sein vom Schlage gelähmtes Bein vor sich liegen. Robert und Leopold neben ihm, Karoline und ich ihm gegenüber. Aber ich muß erst ein Paar Worte über unsre Familie sagen.

Mein Bruder Robert war ein sehr lieber und zuverlässiger Mensch, aber sein Geist war beschränkt und einseitig, und das Studium der Jurisprudenz schien diese Einseitigkeit täglich zu vermehren. Leopold studierte Theologie, und diese Schule, die von jeher die größten Menschen zog, hatte auch auf ihn, der von Natur feurig und schnell fassend war, ihren wohlthätigen Einfluß geäußert, indem sie seinen Scharfsinn geweckt und ihm Lust an Untersuchungen gegeben hatte. Karoline — der Liebling von uns Allen, das beste und friedlichste Geschöpf auf der Welt, war seit einem Jahre mit dem Amtmann Richter verheirathet, sie ward aber unserm Familienkreis dadurch nicht entrissen, im Gegentheil band sie einen lie-

denswürdigen Mann, den mein Vater ſchon lange vorher wie ſeinen Sohn betrachtete und den wir Alle wie unſern Bruder liebten, noch näher an uns. Ich war frühzeitig aufs Land gekommen, um die Oekonomie zu erlernen, und verwaltete das Gut meines Vaters. Auf die Bildung, die man auf Schulen erwirbt, habe ich daher nie Anſpruch machen können, aber mein Vater nannte mich immer ſein geſundeſtes Kind und liebte mich nicht weniger als meine gelehrten Brüder.

Mein Bruder Robert gab ſich alle mögliche Mühe, unſern guten Vater eine große Idee von den Fortſchritten beizubringen, die er in ſeiner Wiſſenſchaft gemacht hatte. Unter andern erzählte er einen langweiligen Eheſcheidungsprozeß, den er vor Kurzem referirt hatte. Zwei Menſchen, ehemals von der leidenſchaftlichſten Liebe zuſammengeführt, drangen jetzt auf Trennung und konnten keinen andern Grund, als gegenſeitigen Widerwillen angeben. Alle gütlichen Verſuche, ſie zu vereinigen, waren fruchtlos geweſen.

„Und was entſchieden die Geſetze?“ fragte mein Vater.

Robert. Die Eheſcheidung ward Anfangs verweigert, dann verſchoben, am Ende mußte ſie doch Statt finden.

Vater. Mußte? Warum?

Robert. Weil die Gesetze unversöhnliche Feindschaft als eine gültige Ursache zur Ehescheidung annehmen.

Vater. Die Gesetze drücken sich dann sehr unbestimmt aus, mein lieber Robert. Ich sollte meinen, nur allein die Ursache des Widerwillens sollte in Betracht gezogen werden, nicht der Widerwille selbst. Zu einer unversöhnlichen Feindschaft aber läßt sich wohl nur selten ein vernünftiger Grund denken.

„Ich bin nicht Ihrer Meinung, mein Vater!" sagte Leopold. „Das eheliche Verhältniß setzt Liebe, Zärtlichkeit oder doch wenigstens Angewöhnung voraus; diese Empfindungen kann kein Raisonnement in mir hervorbringen, noch weit weniger der Zwang der Gesetze; es kann also auch der Grund, warum ich eine Person weder lieben, noch mich an sie gewöhnen kann, hier nicht in Betrachtung kommen. Ueberdies, da gegenseitige Zuneigung den Bund der Ehe schließt und die Gesetze ihn bestätigen, ohne nach den Gründen dieser Zuneigung zu fragen, so muß auch gegenseitige Abneigung ihn trennen, und warum sollten die Gesetze das Recht haben, die Ursachen dieser Abneigung zu untersuchen.

Vater. Deine Hitze macht, daß Du das Warum übersiehst, das doch so nahe liegt. Wie Du Dich verheirathetest, vollzogst Du eine gesetzliche, lobenswerthe Handlung; hier hatte man nicht das Recht, Dich zu fragen,

aus welchen Ursachen Du sie vollzogest. Wenn Du Deine Verbindung trennen willst, begehest Du eine gesetzwidrige, nur in gewissen Fällen erlaubte Handlung; und hier folgt von selbst, daß Du dem Gesetze Rechenschaft schuldig bist.

Leopold. Und wem soll ich denn Rechenschaft geben? den todten Buchstaben der Gesetze? oder ihren Auslegern? Hier wo es auf Gefühle und Empfindungen ankommt, ist Niemand competenter Richter, als ich selbst, der ich diese Gefühle habe.

Vater. Ueber Deine Empfindungen magst Du immerhin allein competenter Richter sein; wenn sie aber in Handlungen übergehen, so stehen sie auch unter den Augen der Gesetze, und hier entscheidet der Sinn, der in den todten Buchstaben liegt.

Robert. Richtig, lieber Vater! die ratio legis.

Leopold. Ich glaube, man denkt sehr vortheilhaft von den Gesetzen, wenn man ihnen durchgängig eine vernünftige Ration zutraut.

Vater. Sprich immer mit Ehrfurcht von den Gesetzen, mein Sohn! die Erfahrung unzähliger Menschenalter ist in ihnen auf uns fortgeerbt worden.

Leopold. Aber ist meine Selbsterhaltung nicht eine höhere Pflicht, als die Erfüllung der Gesetze? und

muß ich nicht zu Grunde gehen, wenn ich mein Leben in einer unglücklichen Ehe hinschleppe?

Vater. Die Fälle, wo meine Selbsterhaltung gesetzwidrige Handlungen entschuldigt, können nur bei der schnellsten und augenscheinlichsten Gefahr meines Untergangs eintreten; außerdem weißt Du ja wohl, wie verzagt das Herz des Menschen ist, und wie es bei jedem unangenehmen Vorfalle sogleich seinen Untergang befürchtet.

Leopold. Ist denn aber unser freier Wille nicht gebunden genug? Sollen denn die Fesseln der bürgerlichen Verfassung auch in den heiligsten und innigsten Verbindungen fühlbar werden?

Vater. Der freie Wille des Menschen, lieben Kinder! ist ein wildes Thier, das ohne Zaum und Zügel über die Welt hingeht, immer veränderlich, immer nach Neuem strebend, flieht er heute, was er gestern suchte, reißt morgen nieder, was er heute baute, zerstört Alles und am Ende sich selbst.

Leopold. Die Vernunft soll ihn bändigen.

Vater. Die Vernunft und durch sie das Gebot der Pflicht, aber gerade in den Jahren, wo der Wille am kräftigsten ist, ist die Vernunft am schwächsten, und nur der Druck der äußern Welt und der Zwang der Gesetze können ihn in den Schranken halten, worin er sich und der Welt nützt.

Leopold. So wäre also die Gegenwart immer eine Sklavin der Vergangenheit, und nichts könnte den Menschen von einer Verbindlichkeit, die er einmal übernommen hat, befreien?

Vater. Das habe ich wohl nie behaupten wollen, mein Sohn. Ich glaube, wir sprachen von der Giltigkeit der Gründe, die er anführt, um sich seiner Verbindlichkeit zu entziehen. Bloßer Widerwille gegen eingegangene Verbindungen kann kein Grund sein.

Karoline mengte sich auch in das Gespräch, das eine ziemlich philosophische Wendung genommen hatte. „Mein Verstand," sagte sie, „weiß Dir freilich nichts entgegenzusetzen, lieber Vater; aber der Gedanke, daß das allerinnigste Verhältniß der Menschen, welches wir uns bloß unter dem Schutze der Liebe denken, so ganz allein auf der Nothwendigkeit der Pflicht beruhen soll — dieser Gedanke, ich gestehe es Dir, empört mein Herz."

Unser guter Vater erwiederte lächelnd: „Einem Weibe mag es wohl verziehen werden, wenn sie der Stimme des Herzens lieber folgt, als dem Gebote der Vernunft, aber der Mann muß gerade über das, was ihm am nächsten und innigsten ist, am ernsthaftesten denken."

Leopold. Sonderbar! die Schwäche ist doch eher dazu bestimmt, in das Joch der Nothwendigkeit gespannt zu werden, als die Stärke!

Vater. Rühme doch nicht so sehr die Stärke des Mannes, mein Sohn. Eben der Nothwendigkeit, die Dir so gehässig erscheint, verdankt er größtentheils seine Kraft. Hast Du noch nie in Deinem Leben die Erfahrung gemacht, daß der Gedanke, es muß sein! Dich über Dich selbst erhob und zu Kraftäußerungen trieb, welche Du dir nie zugetraut hattest und über die Du nachher selbst erstaunetest?

Leopold war still — der Vater fuhr fort:

„Segnet die Nothwendigkeit, meine Kinder, ehret die Fesseln, welche die äußere Welt an den unbändigen Willen des Menschen band und ihn nöthigte, seine Umgebungen nach sich, und sich nach seinen Umgebungen zu modificiren."

Leopold. Aber wo bliebe denn da alles Große?

Vater. Die wahre Größe, lieber Sohn, kann wohl nie außerhalb dem Gebote der Pflicht liegen. Oder, um von einem bestimmten Falle zu reden, glaubst Du nicht, daß es unendlich größer und verdienstlicher ist, eine Person, an welche Dich eine heilige Pflicht bindet, so zu bilden und zu veredeln, daß Dir am Ende die Erfüllung dieser Pflicht angenehm wird, als sie pflicht- und wortbrüchig zu verlassen? Ach! und wen die Erfahrung des Lebens gelehrt hat, auf welchen seichten und nichtswürdigen Gründen so oft das Gefallen und Mißfallen der

Menschen beruht, dem wird jene Nothwendigkeit noch mehr einleuchten!

Unser guter Vater ward ernst und still, über sein heiteres Gesicht schien sich eine Wolke von Schwermuth zu verbreiten.

„Was fehlt Dir, Vater?“ fragte Karoline mit der süßen Stimme, mit der sie oft des Vaters Herz zu sich zog.

Vater. Mir fehlt, ach Kinder! mir fehlt Beruhigung über eine Handlung meines Lebens, wo ich diese Grundsätze aus den Augen setzte.

Karoline. O liebes Väterchen, wie viel herrliche Handlungen Deines Lebens geben Dir nicht Stoff zur fröhlichen Erinnerung?

Leopold. Es liegt im Charakter des rechtschaffenen Mannes, zu nachsichtig über Andere und zu streng über sich selbst zu urtheilen, und er vergißt, daß der Mensch doch nie giltiger Richter seiner eignen Handlungen sein kann.

Vater. Und warum nicht? ich möchte beinahe fragen, wo giebt es außer mir einen competenten Richter meiner Handlungen? Bin ich es nicht allein, dem sein Bewußtsein sagt, in welcher Absicht und durch welche Gründe geleitet ich Dieses that und Jenes unterließ?

O glaube mir, mein Sohn, der Richter in Dir ist der einzige und wahre über Dich selbst!

Leopold. Aber er sieht nur das Einzelne, nur den Punkt, nicht die Linie; und wenn wir gewahr werden, wie in einem thätigen Leben gute und schlechte Handlungen so durcheinandergeschlungen sind, daß die erstern oft die schädlichsten Folgen, die letztern hingegen die wohlthätigsten haben, wie will der Mensch, der kaum einen Schritt vor sich hinsieht, sich anmaßen, Richter zu sein?

Vater. Was Du thust, ist Dein, was das Schicksal an Deine Handlungen für Folgen reiht, kann Dir weder zu Gute kommen, noch zur Last fallen; unter allen Irrthümern des Menschen ist der der gefährlichste, wenn er wähnt, das Einzelne über das Ganze vergessen zu dürfen. — Wenn ich auf mein Leben zurücksehe, finde ich viele Handlungen, die ich nicht für recht halte, aber unter ihnen ist Eine, deren Erinnerung schwer mein Herz belastet, Eine, bei der ich fühle, ich habe Unrecht, wissentlich Unrecht gethan, ein Unrecht, das selbst das Schicksal, das so oft die Wunden heilt, die ein Mensch dem andern schlägt, nie wieder gut gemacht hat. So weh es mir thut, Euch diese Begebenheit meines Lebens zu erzählen, so glaube ich doch, sie wird Euch belehrend sein. Erinnert Ihr Euch der Reise, die ich vor zwölf Jahren nach Freiburg, meinem Geburtsorte, machte?

Robert. O ja! Sie traten sie mit so froher Erwartung an und kamen so niedergeschlagen zurück.

Leopold. Wir hielten Sie Alle für krank.

Karoline. Ich erinnere mich noch ganz genau, Väterchen! wie verändert Du damals warst, Du schlichst einsam und traurig umher, und Deine Kinder konnten Dich nicht erheitern.

Vater. Seht Kinder! so rächt sich noch nach langen Jahren eine ungerechte Handlung. — Ihr wißt es, wie froh ich damals meine Reise antrat, ich war seit vielen Jahren nicht in meiner Vaterstadt gewesen, eine Angelegenheit, bei der ich meine Familie interessirt glaubte, rief mich dahin, und ich freute mich herzlich, wieder einmal die liebe Gegend zu sehen, in der ich meine sorglose Jugend verlebt hatte, und alle die Orte zu besuchen, die mir durch alte Erinnerungen so werth waren. Ich kam an. Niemand kannte mich, und ich hatte das vermuthet, weil außer einer alten Muhme, die mich seit dreißig Jahren nicht gesehen hatte, Niemand von meiner Familie mehr in Freiburg lebte; um so ungestörter konnte ich mich dem Genusse der Vergangenheit widmen. Ich war sehr glücklich. Die Vergleichung meines ehemaligen Lebens mit meinem jetzigen gab mir eine Selbstzufriedenheit, die mein Glück vollendete. Mit diesen Empfindungen besuchte ich das Grab meiner Eltern; „Wenn sie noch lebten," dachte

ich, „wie würden sie sich freuen, dich so geachtet und geliebt zu sehen, dich in so glücklichen Verhältnissen zu wissen! Da sie starben, hielten sie das nicht einmal für möglich, was jetzt wirklich geworden ist.“

Ach diese stolze Selbstzufriedenheit sollte sich der Mensch nie erlauben; sie ist der erste Schritt zu seinem Falle. Aus der meinigen wurde ich auf eine schmerzliche Art gerissen.

Des Wohlstandes wegen mußte ich den Amtmann, mit welchem ich in der bewußten Angelegenheit zu thun hatte, besuchen. Ich fand bei ihm einen alten Universitätsfreund, den Doctor Dalmer. Wir hatten in Paris zusammen studiert, damals in nahen Verhältnissen mit einander gelebt, und waren nachher durch Entfernung und veränderte Schicksale völlig auseinandergekommen. Dalmer war jetzt ausübender Arzt und Stadtphysikus in Freiburg, und Ihr könnt Euch unsre Freude denken, wie wir so unvermuthet wieder zusammentrafen. Jeder erzählte dem Andern die Schicksale, die ihn betroffen hatten, die Lage, in der er jetzt war, und tausend Fragen nach alten Freunden und Bekannten unterbrachen die Erzählung. Die Gesellschaft bei dem Amtmann war nicht zahlreich, aber für Herzen, die sich gegen einander ausschütten wollen, ist jeder Dritte zu viel. Ich begleitete also Dalmer in seine Wohnung, sein freundliches Weib trug die beste

Flasche aus ihrem Keller auf, und schon waren einige Stunden in herzlichen Gesprächen, die sich alle um die Erinnerungen unsers akademischen Lebens herumdrehten, verflossen, als wir unterbrochen wurden. Eine alte Magd trat herein und fragte nach dem Doctor.

„Nun, wie geht's mit der Patientin?“ rief ihr Dalmer entgegen.

„Sie wird bald ausgelitten haben,“ versetzte die Alte, „wenn Sie nicht schleunige Hülfe wissen.“

Dalmer wendete sich zu mir: „Ich habe,“ sagte er, „noch bei keiner meiner Kranken so auffallend bemerkt, wie Kummer und Gram besonders auf den weiblichen Körper wirken, als bei der, die, wie Sie hören, bald enden wird. Ich weiß keine Hülfe,“ fuhr er zu der Alten fort, „aber ich werde sogleich hinkommen, vielleicht kann ich ihr einige Erleichterung verschaffen.“ — „Ich gehe mit Ihnen,“ versetzte ich, „vielleicht sind doch noch einige Versuche anwendbar.“ Wir gingen.

Unterwegs erkundigte ich mich nach der Patientin. Mein Freund erzählte mir, sie sei Wittwe, vor ungefähr sechs Jahren an den hiesigen Ort gezogen und habe zwar sehr beschränkt, aber doch gerade nicht dürftig gelebt. „Ein stiller Kummer,“ fuhr er fort, „schien sie immer zu begleiten und war unstreitig die Ursache des fieberhaften Zustandes, der sie aufzehrte; sie war sanft, wohlthuend,

gefällig gegen Jedermann, aber gegen Niemanden liebevoll oder vertraulich; ihr Herz hing allein an ihrem Sohne, der das hiesige Gymnasium besuchte und vor einigen Monaten auf die Universität ging. Seit seiner Abwesenheit nahm ihre Schwermuth sichtlich zu, sie zog sich von allen Menschen zurück und gab sich ihrem stillen Kummer hin, der nach und nach ihren schwachen Körper zerstörte. Eine unbedeutende Erkältung, die sie sich vor einigen Tagen zuzog, warf sie aufs Krankenlager, und es trat ein Nervenfieber ein, das allen Hilfsmitteln Trotz bot und den Rest ihrer Kräfte hinnahm."

Während dieses Gesprächs waren wir in das Haus der Kranken getreten. Es herrschte überall eine eigensinnige Ordnung. Mein Freund öffnete die Thür, und die alte Magd winkte uns, leise zum Bette hinzuzutreten. „Sie kennt Niemand mehr," lispelte sie uns zu; „es wird bald mit ihr aus sein!"

Hier ward der Vater unterbrochen. Es klopfte an der Thür, und Richter, unser Schwager, trat herein.

„Willkommen, lieber Richter!" riefen wir ihm entgegen, „warum heute so spät?"

Der Vater reichte ihm die Hand und sprach bedeutend: „Ich möchte Dich lieber fragen, warum so früh?"

Richter. Sie scherzen, lieber Vater; ich habe mich wirklich heute verspätet. Es war trotz der kalten

Herbſtluft ein heiterer Abend, und Sie wiſſen, wie gern ich da noch einen Spatziergang ins Freie mache. Ich ging durch das Hölzchen, das an unſern Garten ſtößt, nach Hauſe. Der Bruder Karl läßt fleißig arbeiten, ich fand die Tagelöhner noch beſchäftigt.

„So ſpät noch?" fragte ich.

Richter. Ja! und es war ein Glück, daß ich dazukam; ſie hatten ſich an eine Arbeit gemacht, die weniger Kraft als Geſchicklichkeit erfordert; ohne meine Hilfe wäre vielleicht die ſchöne Vaſe, die der Vater bei unſrer Hochzeit ins Wäldchen ſetzen ließ, nicht unverſehrt in die Winterquartiere gekommen.

Vater. Warum wird die Vaſe weggenommen?

Ich. Sie iſt freilich ſonſt alle Winter draußen geblieben, aber diesmal hielt ich ſie nicht für ſicher, weil liederliches Geſindel in der Gegend herumſchweift und überall ſeinen boshaften Muthwillen ausläßt.

Robert. Du haſt Dich um die Künſte verdient gemacht, lieber Richter.

Leopold. Für ſo ganz rein kann ich das Verdienſt wohl nicht erklären, denn war nicht die Vaſe ein Denkmal auf Dich und Deine Verbindung mit Karolinen?

Richter. So glaubt' ich wenigſtens bisher; aber ich habe heut' eine Entdeckung gemacht, die mich zweifeln läßt, ob ich mir das Denkmal ganz zueignen darf.

Karoline. Wie so?

Richter. Sie, lieber Vater, werden wohl die beste Auslegung der mystischen Worte geben können, die ich am Fuße des Denkmals fand.

Karoline. Mystische Worte?

Richter. Als wir das Postament emporhoben, fand ich ganz an der untersten Schwelle, die gewöhnlich von hohem Grase bedeckt wird, die Worte: Manibus Placatis; und was will diese Inschrift am Fußgestelle eines Denkmals, das auf die glücklichste Begebenheit meines Lebens errichtet ward?

Vater. Sie deutet auf mein Leben, auf die Geschichte, die ich eben im Begriff war, meinen Kindern zu erzählen und die mir in Deiner Gegenwart fortzusetzen sehr schwer wird.

Richter. Ich bemerkte schon bei meinem Eintritt unter Ihnen Allen eine ernstere Stimmung als gewöhnlich. Haben Sie mit Ihren Kindern eine Unterredung, die nur für den engsten Kreis der Familie bestimmt ist, so will ich kein Störer sein.

Der Vater ergriff seine Hand: „Du gehörst zu dem engsten Kreis meiner Familie, Du liebst und achtest mich. Bleibe hier; so schwer es mir wird, ich will fortfahren; ob Du mich noch so achten und lieben wirst, wenn ich geendet habe, weiß ich freilich nicht — Aber ..."

Richter. Mein Wohlthäter, mein Freund, mein Vater!

Vater. Ob Du mich dann noch so nennen wirst, weiß ich freilich nicht, aber wenn es auch nicht wäre, so kommt es ja nicht Dir, sondern mir zur Last.

Richter. Welcher Vorfall hat diese seltsame Stimmung bei Ihnen bewirkt?

Vater. Ein Vorfall, der sich vor vielen Jahren zutrug, der aber wie eine frische Wunde in meinem Herzen blutet; setze Dich und höre:

„Wir traten," fuhr der Vater in der Erzählung fort, „zu dem Bette der Kranken, sie lag in völliger Bewußtlosigkeit, ihr Gesicht war von Krämpfen verzogen, über ihren abgezehrten Körper brannte eine glühende Hitze, das Zeichen der höchsten Schwäche. Ich untersuchte ihren Puls und bestätigte die Meinung meines Freundes, daß hier jede Hilfe zu spät sein dürfte. Dalmer wollte noch ein Bad versuchen. Die Alte machte die nöthigen Besorgungen dazu, indeß mein Freund der Sterbenden einige Mittel beizubringen suchte. Ich bemerkte an ihrer Hand einen kleinen goldnen Ring, der ihren Finger zwängte, ich zog ihn ab und steckte ihn in Gedanken zu mir. Das Bad bewirkte nichts, die Entkräftung hatte so sehr überhand genommen, daß beinahe völlige Leblosigkeit eingetreten war und kein Reizmittel wirken wollte. Wir hoben sie wieder

ins Bette, die Hitze ſtieg bis zum höchſten Grade, und nach einer kleinen Viertelſtunde verſchied ſie.

„Ob mir gleich bei meinen Berufsgeſchäften der Anblick eines Sterbenden nichts Neues war, ſo ward ich doch jetzt mehr als gewöhnlich erſchüttert, und ich hatte mich lange nicht ſo bewegt gefühlt, als bei dem Sterbebette dieſer Frau, die ich mich nicht erinnern konnte, je geſehen zu haben.

„Mein Freund ſah ſich genöthigt, noch da zu bleiben, um bei der Verſiegelung der Gerichte gegenwärtig zu ſein. Ich ſehnte mich aus der Krankenluft herauszukommen und beſchloß, da es ein heiterer Sommerabend war, noch einen Spaziergang nach den nahegelegenen Bergen zu machen. Mit der Verſicherung, daß ich morgen mit dem Früheſten wieder bei ihm ſein würde, trennte ich mich von Dalmer.

„Eine kühle Luft wehte über die Berge herüber. Es war ein ſchöner, ſtiller Abend. Der Gedanke, wie doch unſer ganzes Wiſſen ſo wenig und unſer Leben ſo gar nichts ſei, hatte ſich mir bei dem Sterbebette dieſer Unbekannten ſo mächtig aufgedrungen, daß ich, in tiefe Träumereien verſunken, vor mich hinging und erſt ſpät, da die Stadt ſich ſchon hinter den nächſten Bergen verloren hatte, an die Rückkehr dachte.

„Es war neun Uhr, als ich wieder zu Hauſe kam.

Ich trat in mein Zimmer im Gasthofe und erstaunte nicht wenig, als ich Dalmer darin fand, der auf mich wartete.“

„Sie werden sich wundern,“ sagte er, „daß Sie mich noch so spät bei sich sehen; aber ein eben so unerwarteter als sonderbarer Vorfall führt mich zu Ihnen. Die Frau, die wir heute sterben sahen, bat mich vor einigen Tagen, daß ich nach ihrem Tode die Versiegelung ihrer Sachen, zum Besten ihres Sohnes, besorgen und einen Brief, den ich in ihrem Schranke finden würde, sogleich auf die Post senden möchte. Kurz darauf, nachdem Sie mich heute verlassen hatten, kamen die Gerichten, und ich ließ den Schrank noch vor der Versiegelung eröffnen, um den Brief, der, wie ich glaubte, für den Sohn der Verstorbenen bestimmt war, zu erhalten. Denken Sie sich aber mein Erstaunen, als ich die Aufschrift dieses Briefes las und fand, daß er an Sie gerichtet ist. Kannten Sie die unglückliche Frau?“

„Sie war mir völlig unbekannt,“ erwiederte ich mit bebender Stimme und griff nach dem Briefe. Ich las die Aufschrift, sie war an mich, die Hand schien mir nicht unbekannt. „„Ich bitte Sie, lassen Sie mich allein!““ rief ich meinem Freunde zu, „„der Inhalt dieses Briefes ist vielleicht für mich wichtig, und solche Briefe lese ich gern ohne Zeugen.““

„Dalmer verließ mich. Ich zitterte und fragte mich selbst, warum? ich hatte nicht den Muth, den Brief zu eröffnen, und doch konnte ich nicht begreifen, was mich so muthlos machte. Endlich gewann ich es über mich, ich erbrach ihn, ich sah nach der Unterschrift, und das Blatt fiel aus meinen zitternden Händen; halb ohnmächtig sank ich in den Lehnstuhl. Lange Zeit lag ich, wie vor mir selbst vernichtet, da und wagte nicht, die Augen zu erheben.

„„O Kinder! der Augenblick, wo der Mensch allen Werth von sich selbst verliert, ist der schrecklichste seines ganzes Lebens!““

„Endlich hob ich den unglücklichen Brief auf und las ihn. Mein Schmerz ergoß sich in Thränen, meine Thränen in ein Gebet zu dem verzeihenden Gotte; ach! nur der Glaube an die allerbarmende Liebe konnte mir Muth geben, mein Leben ferner zu ertragen.“

Der Vater schwieg lange; still und ängstlich saßen wir um ihn herum; Karoline weinte.

„In meinem zwanzigsten Jahre,“ fuhr er endlich fort, „studierte ich in Lausanne auf dem Gymnasium und wohnte im Hause eines Kaufmanns, der mit seiner Frau, einer grämlich alten Matrone, einem Sohne und einer liebenswürdigen Tochter, von aller Welt abgesondert, bloß für seine Familie und seine Geschäfte, welche letzteren

eben von keiner ſonderlichen Bedeutung waren, lebte. Die Bekanntſchaft mit dem Sohne führte mich in dieſe Familie, und da die heitere Stimmung meines Charakters mehr Lebendigkeit in ihren häuslichen Zirkel brachte, ſo ward ich ihnen Allen bald unentbehrlich. Ich war noch völlig unbekannt mit der Welt, und weiblicher Umgang war mir fremd. Sophie, ſo hieß die Tochter des Kaufmanns, war das erſte weibliche Weſen, das mir gefiel. Sie war nicht ſchön, aber blühend, und auf ihrem Geſichte lag jene Güte und Anmuth, die den Jüngling mehr anzieht als Schönheit. Ihr Geiſt war eben nicht gebildet, aber eine unſchuldige Heiterkeit ſprach aus allen ihren Worten, in jeder Rückſicht war ſie das, was man ein gutes Mädchen nennt. Da meine Geſellſchaft der Familie unentbehrlich geworden war, ſo brachte ich beinahe jeden Abend mit ihr zu; ich ſaß an der Seite des alten Vaters, las vor oder erzählte, oder ließ mir erzählen. Sophiens Auge hing immer an dem meinigen, wir hatten einander herzlich lieb, ohne es uns zu ſagen, ja ohne ſelbſt ſonderlich viel Freude oder Kummer darüber zu empfinden.

„Zwei Jahre waren ſo verfloſſen, als meine Abreiſe aus Lauſanne herannahte. Ich machte ſie der Familie bekannt. Alle waren darüber beſtürzt, ſelbſt die alte grämliche Matrone zerdrückte eine emporſteigende Thräne in

ihren Augen; aber Niemanden traf diese Nachricht härter als Sophien. Mit einem leichenblassen Gesichte stürzte sie zur Stube hinaus und schlich am andern Tage muthlos und mit geschwollenen Augen im Zimmer umher.

„Das Bewußtsein, daß man geliebt wird, erhöht sehr oft eine gewöhnliche Zuneigung zur leidenschaftlichen Liebe. Bis jetzt hatte ich Sophien wohl eigentlich nicht geliebt; aber kaum ward ich gewahr, wie sehr ihr Herz an mir hing, als ich mit einer Begeisterung, die ich noch nie empfunden hatte, beschloß, die Liebe des Mädchens zu belohnen. Meine beschränkte, fast ärmliche Lage, meine ungewissen Aussichten in die Zukunft, nichts kam bei mir in Anschlag. Die Empfindung, die mich belebte, hob mich über allen Druck der Gegenwart und alle Furcht der Zukunft empor und gab mir einen Muth, der das Gewagteste zu unternehmen im Stande war.

Bis jetzt hatte ich mich zwar gefreut, Sophien zu sehen, und war in ihrer Gegenwart unbefangen und froh gewesen, aber aufgesucht hatte ich sie nicht; von diesem Augenblicke an suchte ich sie, fand tausend Möglichkeiten, sie öfter zu sehen, aber wenn ich bei ihr war, fühlte ich nicht mehr jene frohe Unbefangenheit, und auch sie war unruhig und ernst. Es war etwas zwischen uns Beide getreten, das wir bis dahin noch nicht gekannt hatten. Sophiens Aeltern konnte der Schmerz nicht verborgen blei-

ben, den mein Abſchied ihrer Tochter verurſachte. Die guten Leute glaubten, Entfernung ſei das beſte Mittel, ihn zu lindern, und beſchloſſen, daß ſie nach Schwitz zu einer Tante reiſen ſollte, die ſie ſchon oft zu einem Beſuche eingeladen hatte. So heimlich man auch dieſe Reiſe hielt, ſo erhielt ich doch durch den Bruder Nachricht davon. „„Man will ſie dir entreißen,““ dachte ich, mein Blut kochte, meine Pulſe flogen, meine Leidenſchaft flammte höher auf, und in dieſer tobenden Empfindung ſetzte ich mich hin und ſchrieb Sophien einen Brief, in dem ich ihr ewige, grenzenloſe Liebe gelobte, ihr mein Herz und meine Hand antrug, und dieſe Verſprechungen mit den heiligſten Verſicherungen bekräftigte. Am Schluſſe dieſes Briefes bat ich ſie, wo möglich dieſen Abend in den Garten zu kommen und mir die Antwort darauf mündlich zu überbringen.

„Sie kam, der Triumph der beglückten Liebe war über ihr ganzes Weſen verbreitet, mit Freudenthränen ſtürzte ſie an meine Bruſt, erwiederte meine Verſprechungen mit größern und feierlichern und erhob meine Leidenſchaft zu der größten Höhe. In dieſer ſeligen Bewußtloſigkeit vergaßen wir Alles; von der höchſten Empfindung begeiſtert, gaben wir uns die Schwüre einer ewigen, unwandelbaren Treue, und um dieſen Schwur auf das Bündigſte zu bekräftigen, ſteckte ich einen kleinen goldnen

Ring, ein Erbstück meiner verstorbenen Mutter, an ihre Hand. Wir trennten uns, und am andern Morgen reiste Sophie ruhig und mit völliger Zuversicht auf meine Treue ab. Wenige Tage nachher verließ auch ich Lausanne und ging nach Pavia.

„Die Entfernung machte mir Sophien noch lieber. Meine Phantasie malte mir ihr Bild mit allen Reizen geschmückt, die nur irgend ein Liebender an seiner Geliebten bewunderte, und dieser Enthusiasmus ward auch nicht durch ihre Briefe, die freilich den Mangel an Geistesbildung sehr sichtbar an sich trugen, geschwächt. Nur erst als ich mehr mit der Welt bekannt und durch sie gebildet wurde, da ich Weiber kennen lernte, die mit vielen körperlichen Vorzügen auch seltene Geistestalente verbanden, fing ich an zu wünschen, daß meine Geliebte den engen Kreis ihres Lebens erweitern und sich durch Umgang mehr Bildung erwerben möchte. Die Unmöglichkeit, die sich diesen Wünschen entgegenstellte, machte mich wohl dann und wann mißvergnügt, doch überwog der Gedanke, daß Sophie an Herzensgüte keinem weiblichen Wesen nachstände und daß ein bloß gutes Weib immer mehr werth sei, als ein bloß gebildetes, dieses Mißvergnügen bald.

„Wie ich meine Studien in Pavia vollendet hatte, ward ich, wie ihr wißt, Leibarzt bei dem Prinzen R... Mit diesem durchreiste ich den größten Theil von Europa

und ward, was einem unerfahrnen jungen Menſchen gewöhnlich begegnet, von dem Scheine und Flitter der großen Welt ſo geblendet, daß ich nur ungern und mit ängſtlicher Beſorgniß an die Zukunft dachte, wo ein beſchränktes Leben an Sophiens Seite auf mich wartete. Mit Herzklopfen erbrach ich jetzt die Briefe des Mädchens, die zwar ſeltener, aber doch regelmäßig an mich einliefen. Der Ton dieſer Briefe contraſtirte zu ſehr mit meinen Umgebungen, ich verbarg ſie, nicht wie eine Sache, auf die man vielen Werth legt, ſondern wie etwas, deſſen man ſich ſchämt, und beantwortete ſie ſpät und kurz. Deſſen ungeachtet kam der Gedanke, Sophien zu verlaſſen, nie in mein Herz, ich war noch feſt entſchloſſen, mein Wort zu halten, nur ſchob ich, ohne daß ich mir es ſelbſt zu geſtehen wagte, dieſe Periode immer weiter hinaus.

„Endlich, nach einer Abweſenheit von ſechs Jahren, kam ich nach Lauſanne zurück. In Sophiens Familie waren während dieſer Zeit viele Veränderungen vorgegangen. Ihr Bruder war auf einer Fahrt auf dem Genfer See verunglückt, und der alte Vater, der den Verluſt ſeines einzigen Sohnes zu tief empfunden hatte, war bald nach ihm geſtorben.

„Einſam mit ihrer alten Mutter hatte Sophie die Jahre verlebt, die ich im Geräuſch der Welt zugebracht

hatte. Nähen und Stricken waren ihre Beschäftigung gewesen, während ich in den größten Städten von Europa, in der Gesellschaft der interessantesten Menschen, mir eine Bildung erwarb, die natürlich von der ihrigen sehr verschieden war. Ihr Frohsinn war überdies durch die Unglücksfälle, die ihre Familie betroffen hatten, größtentheils verloren gegangen, und selbst ihre Gutmüthigkeit schien durch den einförmigen Umgang mit der grämlichen Alten gelitten zu haben. Nur Eins war an ihr unverändert geblieben — ihre Liebe zu mir. Ach! ich Thor ahnete das nicht; die lange Entfernung, glaubte ich, habe mir ihr Herz entfremdet, weil ihr Benehmen gegen mich kälter, zurückgezogner und überlegter schien, und ich sah nicht, daß es nur mein Betragen war, welches diese Kälte und Zurückgezogenheit bei Sophien bewirkte. Ich war ihr fremd geworden, sie erkannte in mir nicht jenen Jüngling wieder, der sich mit einem Herzen voll Unbefangenheit und Liebe von ihr getrennt hatte, mein Aeußeres schien ihr zu vornehm, mein Geist war ihr unverständlich geworden, und das feste Zutrauen, das zuversichtliche Hingeben, welches zwischen zwei Liebenden nur aus dem Bewußtsein der innigsten und genauesten Bekanntschaft entspringt, war verschwunden, und an seine Stelle ein schüchternes Beobachten und lästige Vorwürfe getreten.

„Mein Herz, das von jeher in der Verstellung ungeübt war, fand diesen Zwang unerträglich. Ich konnte mir es nicht länger verbergen, daß ich Sophien nicht liebte, aber doch stand das Bewußtsein meiner Pflicht klar vor mir. — Der Mensch ist erfinderisch, wenn es darauf ankommt, seine Wünsche auf Kosten seiner Pflichten zu befriedigen; ich vermuthete, daß die alte Mutter, die ohnehin unsre Verbindung mit keinem günstigen Auge ansah, sich bestimmt dagegensetzen würde, wenn ich mit Sophien von Lausanne wegziehen wollte, und hielt mich dann für vollkommen berechtigt, eine Verbindung zu trennen, welche — wie ich glaubte — weder mein noch Sophiens Glück bewirkte, das Mißfallen der Mutter hatte und mich überdies dem lästigen Zwange unterwarf, in einer Stadt zu leben, wo gar keine Aussichten für mich waren.

„Meine Vermuthung traf ein; kaum hatte ich der Mutter meinen Plan, mich nach Genf zu wenden, bekannt gemacht, als sie auf die gemeinste Art mir sagte, daß in diesem Falle an keine Verbindung zwischen mir und ihrer Tochter zu denken wäre, und ihr grämlicher Sinn setzte sogar die harten Worte hinzu: „„Ihre Tochter brauche nicht einem armen Menschen nachzuziehen, um ihr Brod in der Fremde zu suchen.““ Mein kindischer Stolz war beleidigt, und mein Entschluß ward

vollends bestimmt, als ich sah, daß Sophie still und leidend sich den unvernünftigen Vorschriften der Mutter unterwarf. Ich glaubte, sie liebe mich nicht, habe mich wohl eigentlich nie geliebt, weil sie mich so gehorsam aufgeben konnte, und dieser Gedanke — wie sonderbar doch die Gefühle des Herzens mit uns spielen — dieser Gedanke, anstatt mir die Trennung von ihr zu erleichtern, machte mich sehr traurig.

„Ich bin gewiß, hätte sie nur mit einem Worte sich ihrer Mutter widersetzt, nur eine Aufwallung der Leidenschaft blicken lassen, mein Herz wäre in diesem Augenblicke ganz wieder für sie gewonnen worden. Aber wo hätte denn die Arme Kraft hernehmen sollen, sich gegen eine Mutter aufzulehnen, deren Uebermacht sie von Kindheit auf drückend empfunden hatte?

„Mit ruhiger Ergebenheit hörte sie mich an, als ich ihr die Nothwendigkeit unserer Trennung vorstellte, sie weinte Thränen an meiner Brust, als ich sie verließ, aber ihre Miene war wie gewöhnlich, keine Spur von der Verzweiflung einer unglücklichen Leidenschaft, kein Seufzer, der aus einem Herzen zu kommen schien, das seinen Kummer in sich verschließen wollte.

„Ich war weit bewegter als sie. Das schönste und lebste Bild meiner Jugend, das Einzige, was mich nie

verlassen hatte, sank vor mir hinab und zerfloß in einen Traum, wie alle die andern. Mein Leben war mir fremd, das ganze Gebäude meiner Zukunft zerrissen. Wie gern wäre ich jetzt an Sophiens Herz zurückgeflogen, aber der Gedanke, sie liebt dich nicht, und der beleidigte Stolz, der mir zurief: „„Sie hielt dich nicht einmal einer Bitte an ihre Mutter werth,““ trieben mich fort und machten mich trotzig gegen die bessere Stimme meines Herzens.

„Ich mußte noch einige Tage in Lausanne bleiben und begegnete ihr einmal zufällig auf der Straße. Ihr Auge blickte schüchtern und ungewiß vor sich hin, mein Herz klopfte heftig, aber ich zwang mich, frei und sorgenlos zu scheinen; ich ging nahe bei ihr vorüber, ohne sie — könnt Ihr mir es wohl zutrauen? — ohne sie zu grüßen!

„Als ich ungefähr ein Jahr in Genf war, hörte ich, sie sei die Braut eines jungen Mannes, der die Handlung ihres Vaters fortsetzen wollte. Diese Nachricht bewegte mich, aber ich suchte das Gefühl zu unterdrücken und warf mich in ein arbeitsames Leben, das mich zerstreute. So vergaß ich sie und mit ihr die Schuld, die ich auf meinem Herzen trug.

„Aber der Tag erschien, der mich fürchterlich an diese

Schuld mahnte, erschien zu einer Zeit, wo ich mich ganz glücklich glaubte, und warf mich von der Höhe herab, die ich in meinem stolzen Selbstbewußtsein erstiegen zu haben wähnte.

„Jener Brief — brauche ich Euch nun noch zu sagen, von wem er war? — Ach! die Unglückliche, die ihren letzten Athemzug in meiner Gegenwart verhauchte, deren Tod mich so erschütterte, war niemand Anders als Sophie! die einst so geliebte, so blühende Sophie! Jener goldne Ring, den ich von ihrer Todtenhand abzog, war derselbe, den ich ihr in der feierlichen Stunde gab, wo ich mit den Schwüren meiner Liebe ihr junges Leben vergiftete.

„Kummer und Gram in einer unzufriedenen Ehe, Sehnsucht nach dem Wortbrüchigen, der sie aus Eitelkeit und Stolz so treulos verließ, hatten ihr Leben abgezehrt, ein frühes Grab ihr bereitet, ihren einzigen Sohn seiner Mutter beraubt! Sehet, geliebte Kinder! so schrecklich wuchert eine schlechte Handlung!

„Ihr Herz, das gewohnt war, von Jugend auf ohne Murren zu dulden, war sich bis an das Ende gleich geblieben; sie machte mir keine Vorwürfe, sie verzieh Allen, die ihre Tage mit Kummer überhäuft hatten, sie schrieb mir, sie habe mich ewig und einzig geliebt, sie

habe Freiburg zu ihrem Aufenthalte gewählt, weil es mein Geburtsort ſei, ſie habe immer Nachrichten von mir eingezogen und ſich gefreut, daß es mir wohlginge; ſie bat mich, ich ſollte ihr Andenken ehren und ihren armen Sohn nicht hülflos laſſen!

„Ach! Kinder, jedes ihrer freundlichen Worte war ein Dolchſtich in mein belaſtetes Herz; ſie war treu geblieben, bis in den Tod, — ohne Lohn und ohne Hoffnung — und ich?

Thränen erſtickten des Vaters Stimme; Karoline ſchluchte laut und bückte ſich auf ſeine Hand. Leopold wollte ſprechen, aber der Vater winkte ihm, und er ſchwieg.

Endlich ſagte Karoline: „Nenne uns ihren Namen, lieber Vater! wir wollen ſie verehren, wie eine Heilige.“

Vater. Ihren Namen? Richter, Deine Thränen ſagen mir, daß Du ihren Namen errathen haſt.

Richter. Gott! wäre es möglich?

Vater. Ach ja! mein Sohn, es war Deine Mutter!

Richter ſtürzte ſich zu ſeinen Füßen. „O! Sie haben Alles an mir vergolten, mein Wohlthäter, mein Freund, mein Vater!“

Karoline. O! ſtehe herab, Vollendete! freue Dich unſres Glückes, wir danken es ihm, verzeih' und ſegne!

„Manibus placatis!" ſagte der würdige Greis und faltete ſeine Hände, und blickte lächelnd, mit einer Thräne im Auge, gen Himmel.

Eduards

Bekehrung zum Eheſtande

und

ſeine Wanderung auf Freiers Füſsen mit ſeinem Vetter Jakob.

„Hier wird dir wohl sein!“ sagte ich zu mir selbst, da ich mein neues Logis eingerichtet hatte. „Hier hast du Alles, was du dir wünschtest: ein eignes Haus, schöne helle Zimmer, geschmackvolle Meublen, eine herrliche Aussicht auf die entzückendste Gegend der Welt und eine Stille um dich her, die dir die schönste Muße zur Arbeit verspricht.“

„Ja, hier ist gut sein!“ rief ich voll inniger Freude, da ich den ersten Morgen mit meiner Pfeife ans Fenster trat und die herrliche Gegend im Gewande des Frühlings vor mir liegen sah. Frohes Muthes ging ich an meine Arbeit, und mitten unter den trockensten Geschäften that ich einen Blick hinaus ins Freie, und holte mir neue Kraft und neuen Muth. „Wohl mir! — hier kann ich

die Menſchen mit allen ihren Thorheiten entbehren. Meine Bücher ſollen meine Geſellſchafter ſein. Unter dieſen großen Geſtorbenen will ich die Lächerlichkeiten der Lebenden vergeſſen. Mein Haus ſoll mitten in dem Strudel der Welt eine ruhige Inſel ſein, wo man nur den Wiſſenſchaften und den Grazien lebt. „„Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet,““ ſag' ich mit Freund Horaz.“

Dies Winkelchen der Welt
Lacht mich vor allen an,
Bis hieher drängt ſich nicht
Das Gaukelſpiel der Menſchen,
Hier lebt man der Natur,
Hier lebt man Gott und ſich!
Nur ſtille Einſamkeit,
Nur dieſe ſüßen Freuden
Im Anſchaun der Natur
Sind einzig zu beneiden!

„Acht Tage bin ich nunmehr in meiner Wohnung, und meine Zimmer wollen mir nicht mehr recht gefallen; ſie ſind mir alle zu weit. Meine Meublen ſind beſtäubt. Meine Freunde kommen, wegen der Entlegenheit, ſeltner zu mir. Mein Vetter Jakob iſt zu ſeinem Schwager, dem Amtmann in Liebſtadt, gegangen, und ich möchte

doch gern, beſonders in den Stunden, wo ich die Acten auf die Seite lege, Jemanden bei mir haben, zu dem ich ſagen könnte: „„Sieh' nur die herrliche Gegend! wie die Wolken dort an den Bergen hinziehn, wie das Rauſchen des Waſſerfalls ſo ſchön durch den ruhigen Abend hintönt!““ Aber da bin ich nun ſo einſam, da fühle ich oft eine Leere, die mir die gewählteſte Lectüre nicht ausfüllen kann; ich werfe dann die Bücher weg und laufe aus einem Zimmer ins andre. Heute kam ich bei dieſer unruhigen Wanderſchaft in die Küche. Lieber Gott! da ſah es wild aus: kein Topf, kein Teller, keine Spur auf dem ganzen Herde, daß irgend einmal ein Fünkchen Feuer dageweſen war. „„Ach!““ rief ich aus, „„die Wohnung iſt ganz gut, es iſt Platz vollauf, aber es ſollte Jemand da ſein, der ſo recht nach Herzens Luſt darin herumwirthſchaftete. — Ein eigner Herd ohne Feuer iſt doch immer eine Narrheit. Gott weiß, durch welche Combination der Gedanken mir das Heirathen einfiel. „„Du ſollteſt heirathen!““ ſagte ich auf einmal und erſchrak, wie es heraus war. „„Heirathen?““ wiederholte ich, „„du? mit deinen Vorurtheilen gegen die Welt? mit deinen Schwärmereien von Freiheit und Selbſtſtändigkeit? Du heirathen?““ Ich lachte laut auf. „„Ach, was würde aus der ruhigen Inſel werden, die du nur den Wiſſenſchaften geweiht haſt! Wie bald würde das Mode-

journal neben deinem Horaz und Virgil paradiren; der Vater Homer würde, trotz aller Epopöen, den Ritterromanen Platz machen müſſen, und mancher ehrliche Foliant, der jetzt ruhig im Poſſeß ſeines Stuhls iſt, würde ihn hergeben müſſen, um darauf die Kleider und Aufſätze der Frau Regierungsräthin zu placiren. Das Feuer in der Küche könnte wohl auch gar weiter um ſich greifen. Nein, nein! wie mir auch ſo ein Gedanke einfallen konnte? Ich hätte gar nicht in die Küche gehen ſollen. Im Grunde fehlt mir weiter nichts, als mein Vetter Jakob, mit dem ich ſonſt die Abende ſo angenehm verplauderte, und dann habe ich zeither zu viel geſeſſen; es iſt kein Wunder, daß mein Geiſt nicht heiter iſt. Seit ich die ſchöne Gegend vor dem Fenſter habe, bin ich gar nicht in ſie hineingekommen. Es kommt mir recht gelegen, daß ich dieſe Woche eine Unterſuchung auf dem Kloſter Haidebach habe, die mich wahrſcheinlich mehrere Tage dort aufhalten wird. Die Reiſe wird das dicke Blut durchſchütteln, die reine Bergluft wird mich umwehen, und leicht wie Nebelwolken werden alle die ſchwermüthigen Gedanken verfliegen, die meine Studierſtube erzeugt hat. Der Abt ſoll ein lieber Mann ſein, und unter den Mönchen ſoll es auch mehrere geſcheidte Leute geben. Es iſt ein Benedictinerkloſter, und die Kinder des heiligen Benedicts waren von jeher klüger in ihren Geſchlechtern, als die Kinder des Dominicus und

Franciscus. Ihre Gesellschaft, denke ich, soll das, was etwa von Heirathslust in meiner Seele noch übrig bleibt, vollends wegbringen. Ich lege mich heute um Vieles ruhiger zu Bette, da ich doch weiß, woran ich bin, und da ich die schöne Aussicht der Reise vor mir habe, die mich mir selbst wiedergeben soll. Es ist elf Uhr, der Nachtwächter brummt: „„Bewahrt das Feuer und auch das Licht.““ Ach, guter Freund! mit dem Feuer soll es so bald bei mir noch nichts zu sagen haben.“

Heiter wie der prächtige Morgen, der mich umgab, sprang ich aus dem Bette. Singend ging ich im Zimmer auf und ab und rauchte meine Morgenpfeife. Der Wagen kam. Johann packt ein. „Lege die Acten tief unten im Kutschkasten!“ rief ich ihm nach, da er sie zum Zimmer hinaustrug, „sonst plagt mich der Henker, daß ich im Fahren darin blättere.“

„Ja, ja!“ sagte ich zu mir selbst und rieb mir freudig die Hände, „es gehört nur Aufmerksamkeit auf sich selbst dazu, und man kann aus sich machen, was man will. Welche Heiterkeit umgiebt mich! welches neue Leben strömt durch meine Adern! welche herrlichen Folgen verspricht mir diese Reise! Ist sie nicht die beste moralische Cur gegen das Gefängnißfieber meiner Seele? Ich brauche

alsdann nur jeden Morgen eine halbe Stunde ins Freie zu gehen, so werde ich ein ganz anderer Mensch werden."

„Es ist Alles fertig, lieber Herr," trat mein Johann herein.

„Gut, Johann, gieb mir meinen Stock und Hut."

„Wollen Sie denn keine Bücher mitnehmen?"

„Ach, laß heute die Bücher. Ich will versuchen, das wegzucuriren, was ich mir an den Hals gelesen habe."

„Gott sei Dank!" sagte der ehrliche Junge, „da wird man doch unterwegs ein Wörtchen mit Ihnen reden können?"

„Nun, Johann, mit dem Reden wird es nicht viel werden. Setze Dich auf den Bock, im Wagen bist Du mir im Wege, ich kann dann nicht ungestört denken."

„Ach, guter Herr," versetzte er, „wenn Sie sich nicht auch Ihre Gedanken wegcuriren, da wird's mit Ihrer Besserung langsam gehen."

„Wo denkst Du hin, Johann?" sagte ich lachend und setzte mich in den Wagen.

Mit Pfeilschnelle rollte ich durch die Vorstadt und war auf einmal mitten in der herrlichen Gegend, die ich bis jetzt nur aus meinem Fenster gesehen hatte.

Ich war ungefähr eine Stunde gefahren, als ein Zufall meinen Kutscher zu halten nöthigte. Ich befand mich am Fuße eines ziemlich steilen Bergs. Unweit mei-

nes Wagens stand ein Mann neben einem Schubkarren, auf dem ein großes Faß lag, er trocknete sich den Schweiß ab und ruhte aus, um hernach mit neuer Kraft den Berg hinaufzufahren. —

„Was fährt Er da, mein Freund?" fragte ich. — „Kindtaufsbier, lieber Herr! meine Frau ist gestern in die Wochen gekommen." — „Er armer Mann," sagte ich theilnehmend, „man hat doch immer Noth, wenn man verheirathet ist!"

„Noth, Herr? Noth? Je was ist denn das für Noth, wenn man einen dicken, muntern, gesunden Jungen hat? Gotts Sapperment! ich bin gestern gesprungen wie ein Bock, für lauter Freude, und denkt Er denn, daß mir das Faß schwer wird? Ich bin schon eine Meile Wegs damit gefahren, und es ist mir gewesen, als ob ich zur Kirmse ginge."

„Hat Er denn noch weit zu fahren?" fragte ich ganz beschämt.

„Eigentlich nur noch eine halbe Stunde, aber ich fahre über Schieritz zu meinen alten Aeltern, die werden für Freude jung werden, wenn sie's hören, daß meine Anne einen Jungen hat. Adieus, Herr, ich muß machen, daß ich nach Schieritz komme, mein Alter soll den ersten Krug von dem Biere haben." — Und damit schob er muthig den Berg hinauf.

Ich drückte mich in die Ecke meines Wagens und sagte seufzend: „Die Acten haben alles Gefühl bei dir getödtet, du kennst die Ehe nur aus Consistorialprocessen, die Kindtaufen nur aus Gevatterbriefen, die Liebschaften nur aus Gedichten. Ist es nicht lächerlich, sich mitten in einer wirkenden thätigen Welt in Bücher zu vergraben? und gleicht es nicht der Thorheit jenes Pedanten, der, da ihn endlich seine Freunde durch viele Ueberredung ins Schauspielhaus gebracht hatten, einen alten Komödiendichter aus der Tasche zog und darin las, und so über der alten Komödie kein Wort von der neuen vortrefflichern hörte?"

„Ach, deine ganze Krankheit," fuhr ich fort, „rührt bloß daher, daß du dich zu weit von der Natur entfernt hast. Du hast nur Portraits gesehen, aber keine Menschen, nur Landschaftsgemälde, aber keine Landschaften. Geh' endlich aus deiner Bücherwelt heraus und falle der in die Arme, von welcher alle Bücher nur matte Copien sind, der unendlichen großen Natur! Tödte nicht durch kaltes Raisonnement die schöne Menschlichkeit in deiner Brust, sondern knüpfe ein Band an zwischen dir und der Menschheit. Die Natur hat eine große Tafel bereitet, sei du auch ein froher Gast, genieße die heiligen Freuden der Menschheit, Aeltern- und Gattenliebe, und werde durch diese seligen Gefühle selbst ein Mensch."

Dies waren ungefähr die Gedanken die mir in der Ecke meines Wagens durch den Kopf zogen, und das Bild des glücklichen Bauers schwebte immer vor meiner Seele. Ich sah, wie er um die Wiege seines Neugebornen herumsprang; ich hörte die Freude, die er durch die Nachricht im Hause seiner Aeltern machte; ich sah, wie er seinem alten Vater einen Krug von dem Biere reichte, das er im Schweiße seines Angesichts so weit geschleppt hatte; und Gott weiß, ob mich meine Gedanken nicht zu einem festen Entschlusse würden geführt haben, wenn mich nicht Johann gestört hätte, der mir zurief: „Dort auf dem Berge liegt das Kloster!" Ich blickte zu dem Wagen heraus und sah es über den Wald hervorragen, der den Berg hinaufstieg, auf dem es lag.

„Seid mir gegrüßt, ehrwürdige Mauern!" dacht' ich; „wie mancher Kopf voll Zweifel mag in euch gelebt, wie manches Herz voll Schwanken zwischen Wirklichkeit und Schwärmerei, zwischen Natur und Vorsatz mag in euch geklopft haben. Auch ich eile euch zu, zweifelnd, schwankend, mit einem unruhigen Herzen und einer bekümmerten Seele. Bin ich auf dem Wege klein zu werden, o so laßt mich in eurer stillen Abgeschiedenheit Stärke finden, daß ich mich von allen den Banden losreiße, die der Mensch mit dem Thiere gemein hat, und mich zu der Würde eines Lebens erhebe, das bloß der geistigen Ver-

vollkommnung gewidmet ist; daß ich mich über eine Welt emporschwinge, die für große Seelen zu eng ist, und daß ich von der stolzen Höhe meines Standpunktes das Thun und Treiben der Menschen betrachte, ohne doch selbst zu ihnen zu gehören."

So mochte ich einige Zeit vor mich hin peroirt haben, als der Wagen vor dem Klosterthore hielt und Johann vom Bocke sprang, um meine Ankunft dem Abte zu melden.

„Gott sei Dank, daß ich mich hierher gerettet habe! Welch ein Leben! welch ein seliges, überirdisches Gefühl! O in dieser schönen Einsamkeit tönen nur die höhern Accorde der Seele, und der Geist, losgekettet von allen endlichen Formen der Anbetung, sinkt in die Arme des unendlich Angebeteten! Ach, ist nicht der Mensch zum Engel geboren? Aber bindet nicht Einer dem Andern die Fittiche? Muß nicht die Weisheit in einsame Gegenden flüchten, um das zu bleiben, was sie ist? und ist nicht jeder höhere Mensch ein Sokrates, dem die Welt den Giftbecher reicht und ihn tödtet, zwar nicht auf einmal, sondern langsam und tropfenweise? O daß ihr euch Alle um mich versammeltet, ihr bessern Menschen! o daß ich euch Alle aus dem Wuste der Welt gerettet sähe, ihr Seelen, die ihr einer höhern Erkenntniß würdig seid!"

„Die Menſchen, die mich umgeben, fühlen das Lebendige nicht, das mich durchglüht. Sie ſind ſehr alltäglich. Die meiſten Mönche ſind mit Wirthſchaftsangelegenheiten beſchäftigt; der Bruder Lector, der den Lehrer im Kloſter macht, ſcheint mir einer von den dummglücklichen Menſchen zu ſein, die die ganze Peripherie des menſchlichen Wiſſens ſauber in ihre Hefte eingetragen haben, und der Abt, der ein edler, liebenswürdiger Greis zu ſein ſcheint, iſt bis jetzt immer ſo beſchäftigt geweſen, daß ich ihn außer der Mittagsmahlzeit wenig oder gar nicht geſehen habe. Die Geſellſchaft der meiſten Mönche iſt mir läſtig, ich gehe daher gewöhnlich einſam ſpatzieren oder ſetze mich auf einen Felſen hinter der Gartenmauer, von wo aus ich mehrere Meilen in die Runde die herrlichſte Flur ſehen kann. Das Betglöckchen des Kloſters ruft mich da oft zu Gebeten, die feuriger und herzlicher zu dem Throne des Alliebenden emporſteigen, als das unharmoniſche Geplärr der gedankenloſen Mönche.“ Wie ich heute ſo daſaß und ſie drinnen im Kloſter ſangen: et in terra pax hominibus bonae voluntatis, ach! da ergriff ein Gefühl voll unendlicher Liebe und Wohlwollen meine ganze Seele, und ich blickte in das Blaue des Himmels hinauf und ſtammelte mit thränenden Augen: „Ach ja, du Ewiger, gieb Frieden, Frieden, äußern und innern, allen deinen Kindern! Allen, und auch mir!“

„Um mich her ist überall Leben und Freude. Die ganze Natur erwacht und feiert ihr erneuertes Dasein. Wo ich hinblicke, sehe ich einen lebendigen Odem, der Alles mit Freude und Liebe umweht; aber in meiner Seele steigt eine Wehmuth empor, für die ich keinen Namen weiß, meine Augen füllen sich mit Thränen, aber es sind nicht Thränen des Entzückens. Ach, ich möchte die ganze Welt in dem erhabenen Gefühle meiner Liebe umarmen; aber die Arme eines Menschen sind zu klein, und wenn ich mich dann umsehe und nicht einmal ein Herz neben mir steht, das ich fest an das meinige andrücken kann, soll ich da nicht wehmüthig werden?"

„Die Menschheit zu lieben ist ein leerer Gedanke, aber in dem einzelnen Menschen den Repräsentanten der ganzen Menschheit zu umarmen, ist eine Seligkeit, die nur erhabnere Seelen verstehen."

„Das Gefühl meines Alleinseins begleitet mich überall. Die Sehnsucht, mich an ein verwandtes Herz anzuschließen, verläßt mich nie, sie ergreift mich hier in diesem stillen von allen Zerstreuungen entfernten Leben mächtiger als vorher. Hier in dieser feierlichen Einsamkeit bin ich dir näher gekommen, heilige große Natur, ich habe dein erhabnes Gesetz erkannt, es heißt Liebe, und alle Trugschlüsse meiner Vernunft sind nicht vermögend, deine Stimme und die Stimme meines Herzens zu übertönen,

die mir unaufhörlich zuruft: ſuche dir ein Weſen, das dir gleich iſt; eine Seele, die dich verſteht; ein Herz, das dich liebt, und ſei du glücklich in Liebe und durch Liebe!

Den ganzen Nachmittag brachte ich heute beim Abte zu und beendigte vollends das Geſchäft, wegen deſſen ich hierhergekommen war.

„Laſſen Sie uns einen Spatziergang auf die Meierei des Kloſters machen," ſagte er gegen Abend, wie wir fertig waren, „Sie ſind ſchon einige Tage hier, und ich habe Ihren Umgang ſo wenig genießen können."

Die Mönche waren in der Veſper, es herrſchte eine Todtenſtille im ganzen Kloſter, und wir gingen über die Tabulate.

„Was ſind das für Portraits, die hier längs der Mauer aufgehangen ſind?" fragte ich.

„Es ſind die Aebte, die ſeit der Fundation des Kloſters hier gelebt haben," antwortete er. „Dieſer," ſagte er und blieb bei dem Letzten ſtehen, „war mein Vorgänger, ein lieber edler Mann, voll Menſchenfreundlichkeit und Sanftmuth, er war zweiundvierzig Jahre Abt, unter ihm beſtand ich mein Noviziat und ward eingekleidet; er war mein Freund, bis ich ihm die Augen zudrückte. Auf dieſe leere Stelle kommt mein Bild, wenn mich der dort oben

wieder auskleiden wird; ach!" setzte er seufzend hinzu, „dieses Bild wird das Einzige sein, was in der Welt von mir übrig bleibt."

Eine sanfte Schwermuth überzog sein Gesicht, es schien mir, als ob eine Thräne seine grauen Augenwimper versilberte. — Wir gingen schweigend die Treppe herab und über den Klosterhof. Ein Fußpfad schlängelte sich durch den Wald und führte den Berg hinab. Wir kamen zu einer einsamen Kapelle; Grabhügel und hölzerne Kreuze wurden von hohen Ulmen überschattet. Es war der Kirchhof des Klosters.

„Wie sanft muß sich's hier schlafen!" rief ich aus.

„Ja wohl sanft!" sagte der Abt.

„O wie Wenigen schenkt das Schicksal einen so ruhigen Lebensabend, wie Ihnen! Mit welcher süßen Zufriedenheit sehen Sie die letzten Tage Ihres Lebens vorüberziehen, mit welcher seligen Ruhe gehen Sie dem entscheidenden Augenblicke entgegen, der Sie mit einer bessern Welt vereinigt!"

„Vor einigen Tagen," erwiederte der Abt, „starb ein alter Tagelöhner des Klosters, seine Frau war einige Jahre vor ihm gestorben. Vier Kinder und zwei Kindeskinder standen um sein Sterbebette her; ein Bruder unsers Klosters wollte ihm Trost zusprechen und schilderte ihm die Freuden der Seligen, aber er lächelte und sagte: „„Wür-

diger Herr, ich brauche keinen Troſt, ich ſterbe gern, denn ich werde ja meine Marie wiederſehen.“ Er ſtarb freudig, er ging aus den Armen der Liebe in die Arme der Liebe, und ſeine Hinterlaſſenen weinten ihm nach. Ach, Herr Rath,“ fuhr er fort und drückte mir die Hand, „dieſer arme alte Tagelöhner ſtarb froher, als ich ſterben werde. Die Einſamen, die hier ſchlafen, hat die Welt längſt vergeſſen, ihr Name und ihr Gedächtniß lebt bloß noch in den Jahrbüchern des Kloſters, kein Auge hat ihnen nachgeweint, und ihr Herz iſt gebrochen, ohne daß ein anderes Herz dabei geblutet hätte. — Um mein Sterbebette her werden Kabalen geſchmiedet werden wegen der Wahl eines neuen Abtes; der, welcher die meiſten Stimmen für ſich gewonnen hat, wird ängſtlich auf meine Pulsſchläge lauern, wird mir lachend die Augen zudrücken und wird es kaum erwarten können, bis der leere, herzloſe Pomp meines Begräbniſſes vorbei iſt.“

„Mein Gott!“ rief ich erſtaunt, „aus welchem Geſichtspunkte ſehen Sie ſich und Ihre Lage an?“

„Aus dem wahren, mein Herr. Im Alter ſieht man Wirklichkeit; die erhitzte Phantaſie iſt abgekühlt, die jugendlichen Schwärmereien ſind in ihr Nichts zerronnen, und man unterſcheidet die Frucht von der Spreu, das echte Gold von dem falſchen.“

Er brach ab; ſchweigend ſetzten wir unſern Weg fort,

Jeder von uns schien in Gedanken vertieft zu sein. Jetzt waren wir am Fuße des Berges, der Wald öffnete sich, und vor uns lag mitten im fruchtbarsten Thale eine Meierei, deren rothe Dächer freundlich durch die Blüthen und Knospen hindurchschimmerten, mit denen sie umgeben war.

„O wie herrlich!" rief ich aus.

Das Gesicht des Greises erheiterte sich. „Ja," sagte er, „hier bin ich gern. Dieser schöne Platz allein läßt mich fühlen, daß ich nicht ganz unnütz gelebt habe. Unter dem vorigen Abte war hier nur eine armselige Köhlerhütte, das Thal war sumpfig und wurde wenig oder gar nicht besucht. Ich schlug ihm vor, es urbar zu machen, er überließ mir die Besorgung, und es war Jahre lang meine einzige süßeste Beschäftigung, hier zu arbeiten. Ich ließ Graben ziehen, den Wald an einigen Stellen aushauen, ich legte Felder an, und so entstand endlich diese kleine Meierei. Wie ich selbst Abt wurde, ließ ich sie vergrößern, die Gebäude, die vorher nur aus Holz waren, wurden von Stein aufgeführt, und ich verpachtete sie für einen mäßigen Pacht an eine Familie, die im letzten Kriege um alles das Ihrige gekommen war."

Wir traten in den Hof. Zwei muntere, rothbäckige Knaben sprangen uns entgegen, küßten dem Abte die Hände und erhielten von ihm einiges Confect. Der Pach-

ter kam, ſchüttelte mit edler Treuherzigkeit dem Greiſe die Hand und ſchloß uns den Garten auf. Die Bäume ſtanden in voller Blüthe; auf den Beeten blühten Aurikeln, Hyazinthen und Tulpen. „Hierher,“ ſagte der Abt freundlich, „komme ich alle Tage; ehemals wohnte ich ganz hier, faſt jeden Baum habe ich ſelbſt gepflanzt, inoculirt oder gepfropft. Wenn mein Name längſt vergeſſen iſt, werden dieſe Bäume doch Früchte tragen; die Felder, die ich urbar machte, werden volle Aehren haben, und eine arbeitſame Familie wird Unterhalt davon finden. Nicht wahr, Herr Rath, **non omnis moriar.**“

Meine Seele war zu voll, ich konnte ihm nur durch einen Druck der Hand antworten.

Wir ſetzten uns in eine Laube, die Pächterin brachte Milch und Erdbeeren.

„Und doch konnten Ew. Hochwürden vorhin einige Unzufriedenheit über Ihre Lage äußern?“ hob ich an.

„Es iſt ſelten,“ erwiederte er, „daß der Menſch mit dem Menſchen ſpricht; gewöhnlich ſpricht der Stand mit dem Stande, das Amt mit dem Amte. Sie ſind ein edler Mann, Herr Rath, und es thut einem ſo wohl, mit einem edlen Manne zuſammen zu ſein. Erlauben Sie alſo, daß nicht der Abt im Benedictinergewande, ſondern der Greis mit ſeinem menſchlichen Herzen zu Ihnen ſpricht. — Haben Sie die Menſchen kennen ge-

lernt, die mich umgeben? Sie sind entweder einfältig und gefühllos und fühlen sich glücklich, oder sie sind Opfer ihrer Schwärmerei, in einem ewigen Kampfe mit sich selbst, voll Unzufriedenheit und Reue, und fühlen sich unglücklich. Mit Beiden ist kein angenehmes Leben, keine Offenherzigkeit, kein vertrauter Umgang. Selbst die strenge Subordination des Klosterlebens macht, daß die Gehorchenden beisammenstehen, aber der Befehlende immer allein. Ich muß also ewig meine Gefühle in mich selbst verschließen. Da denke ich nun oft, wenn ich in der Welt geblieben wäre, so wäre ich jetzt ein glücklicher Hausvater, ich hätte ein gutes Weib, an deren Brust mein graues Haupt ausruhen könnte, die die Stürme und die Hitze des langen Lebenstages mit mir ausgehalten hätte, und die also die innige Vertraute meines Herzens und seiner Gefühle wäre. Ich sähe mich in meinen Kindern wieder aufleben und genöss' in ihnen die Tage meiner sorglosen Jugend noch einmal. Jeder Tag hätte neue Freuden für mich, ich hätte gearbeitet für die Meinigen, ich ständ', von meinen Lieben umringt, in der Abendröthe meines Lebens, und wenn ich einst in den Armen meines Weibes, unter den Küssen meiner Kinder zu der unbekannten Welt hinüberschlief, so lebte ich doch auf dieser Erde in meinen Kindern und Kindeskindern fort. O Herr, diese Unsterblichkeit kann mir kein Zweifler ungewiß machen!

Welches Leben führe ich jetzt! welche schöne Bestimmung habe ich verfehlt! Ich kann mir Gott nicht unter dem Bilde eines Mönchs vorstellen, aber mit einem Hausvater vergleicht sich das gütige Wesen oft selbst."

Er war sehr gerührt, ich suchte ihn zu beruhigen, aber er sagte freundlich lächelnd:

„Lassen Sie mich es immer fühlen, daß ich ein Mensch bin!"

„Aber wie konnte ein Herz, wie das Ihrige, einen Stand wählen, der seinen Wünschen so ganz entgegen war?"

„Zwei Ursachen trieben mich dazu, von denen schon eine hinreichend ist, einen Menschen aus seinem Gleise zu bringen. Unglückliche Liebe und gekränkte Ehre. Alte Leute schwatzen gern, besonders von ihren jungen Jahren; ich will Ihnen meine Geschichte kurz erzählen. Meine Aeltern waren wohlhabende Leute und gaben mir die beste Erziehung. Mein Herz ward unter Griechen und Römern groß. Die Meisterwerke der Alten gaben meinem Geiste jene erhabene Richtung, jene einfache Größe, die von der alten Welt zu uns herüberweht und sich so wenig mit der jetzigen und ihren Einrichtungen verträgt. Ich studierte, um meine Bildung zu vollenden, nicht, um mir Brod damit zu verdienen. Dann reiste ich. Manches Mädchen hatte mir wohl bisher gefallen, aber mein Geschmack war

griechiſch, kein Mädchen ohne hohe Geiſtesbildung konnte mich feſſeln. Ich lebte in Idealen. In einer fremden Reſidenzſtadt lernte ich endlich ein Mädchen kennen, die meinen Wünſchen entſprach. Meine ganze Seele, mein volles, offnes Herz flog ihr entgegen. Ich liebte ſie mit dem heiligen Enthuſiasmus, den die Liebe nur in reinen Seelen hervorbringt. Sie erwiederte meine Neigung. Sechs Monate lebte ich faſt täglich in ihrer Geſellſchaft; alle die glänzenden Zirkel der Reſidenz, in denen ſie nicht war, ekelten mich an, und mit Vergnügen vertauſchte ich den leeren Glanz großer Geſellſchaften gegen den Umgang mit der ſtillen Familie, bei der ſie ſich aufhielt. Eine gewiſſe Gefallſucht, eine Neigung zu rauſchenden Vergnügungen bemerkte ich zwar an ihr, und dies verurſachte öftere Streitigkeiten zwiſchen uns. Aber das Mädchen hatte eine unumſchränkte Gewalt über mein Herz, bei jeder Verſöhnung wurde meine Liebe zu ihr heftiger und feuriger. Der Frühling kam. Mein Schickſal rief mich in entfernte Gegenden. Sie war troſtlos, ſie ſchluchzte an meinem Halſe, wie ich den letzten Abend mit ihr zubrachte. Mehr todt als lebendig reiſte ich ab. Meine Reiſe war beſchwerlich; eine drückende Sehnſucht nach der, die ich ſo innig liebte, machte mir beinahe jede Freude unſchmackhaft, und doch war ich ſo glücklich, wenn ich nur ungeſtört an ſie denken konnte. Dieſe Liebe, die in ihrem Urſprunge

ſo edel, in ihrer Folge immer ſo rein und unſchuldig geweſen war, ſchien mir für die Ewigkeit beſtimmt zu ſein. Meine Abweſenheit dauerte beinahe ein Jahr. Ich riß mich von Allem los, was mich halten wollte, von meinen Freunden, von vortheilhaften Ausſichten zu Beförderungen, ſelbſt von einer Verbindung, die mir meine Verwandten zugedacht hatten, ich riß mich von Allem los und eilte zu ihr. Seit langer Zeit hatte ich ſchon keinen Brief von ihr erhalten, aber ich ahnete nichts, ich Thor beurtheilte nach meinem edlen Herzen die Menſchen um mich her! Ich kam. Mit erzwungener Freundlichkeit nahm ſie mich auf. Ein adeliger junger Herr ſaß neben ihr. Auf ihrem Geſichte ſtand mehr Ueberraſchung als Freude. Mein Stolz gab mir ſo viel Kraft, daß ich die wenigen Augenblicke, die ich mich bei ihr aufhielt, Herr meiner ſelbſt blieb. Mit zitternden Knien wankte ich die Treppe hinab. Erſt nach einigen Wochen erhielt ich es wieder über mich, ſie zu beſuchen. Gütiger Gott! ſie ſprach kein Wort mit mir. Anerkannte ſittenloſe Menſchen, die aber in der Stadt eine Rolle ſpielten, umgaben ſie, fade junge Leute waren ihre Geſellſchafter, und dieſen Menſchen konnte ſie mich und mein Herz voll reiner Liebe aufopfern! Ich hätte ſie verachten ſollen," fuhr er nach einer Pauſe fort, „aber ich konnte es nicht, ich liebte ſie, und ich ſchäme mich nicht, es Ihnen zu ſagen, ich liebe ſie noch. Sie

ſchläft nun ſchon funfzehn Jahre in der Erde, eine unglückliche Ehe und der Todesſchlummer werden die Flecken ihrer Seele weggenommen haben, ich werde ſie in einer beſſern Welt wiederfinden, und dort wird ſie der Engel ſein, für den ich ſie hier hielt. — Um dieſe nämliche Zeit bewarb ich mich um ein Amt. Meine Probeſchriften waren beſſer als die meines Mitbewerbers, aber dieſer hatte Wege eingeſchlagen, die mir Stolz und Redlichkeit nicht zu betreten erlaubten. Meine Arbeiten wurden verworfen. Alles ſtürmte auf mich ein. Mein Herz war zerriſſen, mein Verſtand erlag, mir ekelte vor der Welt und ich glaubte, dieſer Ekel würde ewig ſein. Der kleine Menſch iſt ein ſtolzes Weſen, er glaubt, Alles an ihm iſt ewig! Ich kam hierher und ließ mich einkleiden. Drei Jahre lebte ich in dumpfer Betäubung. Mein Erwachen war ſchrecklich. Der vorige Abt ſtand mir wie ein guter Engel zur Seite. Die Arbeit zerſtreute mich. Ich ward Oekonom auf dieſer kleinen Meierei, und nur in den Armen der Natur vergaß ich auf Augenblicke, welch ein unnatürliches, freudenloſes Daſein ich mit mir fortſchleppte.

„Jetzt bin ich alt, aber die ſanften Gefühle in meiner Bruſt ſind nicht geſtorben, die Sehnſucht nach einer weiblichen Seele hat der Schnee des Alters nicht weggenommen. Die Reize des zweiten Geſchlechts machen aus dem Morgen unſers Lebens ein Paradies, aber ihre

wartenden, pflegenden Hände, ihre treue Sorgfalt, ihre ausdauernde Liebe sind der Stab unsers Alters, die Abendröthe unsers Abends. Ohne sie ist unser Leben eine einsame stürmische Nacht, ohne Stern, ohne Licht, ohne Freund, und wir wünschen weiter nichts, als nur recht bald einzuschlafen!"

Er schwieg. Weinend sank ich in seine Arme. Eine feierliche, stumme Minute schwebte über zwei gerührte, zitternde Herzen, vier Augen voll Thränen blickten empor zu dem großen blauen Gewölbe des Himmels, und in unsern Seelen stieg eine unendliche Sehnsucht auf nach einer bessern Welt und einer reinern, seligern Liebe, als die Erde giebt und ein Menschenherz faßt!

Nichts verbindet zwei Menschen so innig und so fest, als eine gemeinschaftliche Erweichung oder Erhebung. *) Dieses Gefühl der geistigen Verwandtschaft ist ein warmer Sonnenblick aus einer höhern Sonne, als die, um

*) Wenn es daher möglich wäre, daß eine große Gemeinde sich zu gleicher Zeit auf den Flügeln der Andacht erheben könnte, so wären sie, zumal wenn ein gemeinschaftlicher Druck von außen dazukäme, alle Brüder, und ging Einer für den Andern in den Tod, wie in den ehemaligen kleinen Gemeinden der erstern Jahrhunderte.

welche wir uns herumdrehen, und ein Siegel mehr unter die Urkunde unſrer Unſterblichkeit. Es gleicht der Freude eines einſamen Fremdlings, der in ſeiner Mutterſprache angeredet wird, und dem bei dieſen geliebten Tönen ſein verlaſſnes Vaterland mit allen ſchönen Erinnerungen vor Augen ſchwebt.

„Ach warum durft' ich dem edlen Greiſe heute beim Abſchiednehmen nicht um den Hals fallen? warum durfte ich nicht zu ihm ſagen: „„Vielleicht ſehe ich Dich nicht wieder, Du lieber, lieber Menſch! wenn ich einſt wieder hierher komme, haſt Du Dein weißes Haupt vielleicht ſchon hingelegt zum letzten langen Schlaf, und der Ewige, der Dich liebt, hat Dich eingewiegt zu ſeligern Träumen, als Dein Wachen war; aber ich werde Dein doch gedenken, und die Arme, die Dich nicht mehr umfangen können, werden den kleinen Hügel umarmen, unter dem Du ſchläfſt!"" Aber ich konnte ihm nur die Hand drücken und ihm ein freundliches Lebewohl wünſchen, denn der Schwarm der Mönche umgab mich, und unter herzloſen Menſchen zieht ſich der höhere Menſch zuſammen und zeigt nichts als höchſtens — Stacheln."

Ich blickte zum Wagen hinaus, bis ſich die Spitze des Kloſterthurms hinter den Wald verkroch, und dann überdachte ich mit freudiger Rührung die Zukunft, der ich entgegenging, meinen Entſchluß, mir eine Gattin zu

ſuchen, und die Veränderung, die mit meinem ganzen Weſen vorgegangen war.

Welche Summe kleiner Ereigniſſe machen den Menſchen zu dem, was er iſt! Wir ſchweben von einem Momente zum andern, und jeder arbeitet an unſerm Ich; wir hören den Strom der Zeit nur in ſeinem Fallen, in Tagen, Monaten, Jahren, aber die einzelnen Tropfen, die bei uns vorüberfließen und in unſerm Innern Gedanken anſetzen und Geſtalten bilden, hören wir nicht!

Ich betrachtete Alles, was mich umgab, in Beziehung deſſen, was in mir vorging. Die Natur war rings um mich lebendiger und anmuthiger geworden, weil ich ſie nicht durch das trübe Glas meiner Stubenphiloſophie betrachtete. Wo ich vorher nichts als Mühe und Anſtrengung geſehen hatte, ſah ich jetzt Frohſinn und Heiterkeit.

Die Wieſen wimmelten von Menſchen, die mit der Heuernte beſchäftigt waren; ich ſah nicht mehr die Schweißtropfen, die vom Geſichte des arbeitſamen Landmanns niederfallen, ſondern ich hörte nur die frohen Lieder, womit er ſeine Arbeit verſüßt, und ſtimmte mit Dir, mein Matthiſſon, ein:

„Was iſt es wohl, das an den Staub
Den Erdenpilger kettet,
Daß er auf dürres Winterlaub
Sich wie auf Roſen bettet?

Das bist du, süße Liebe, du!
Du giebst ihm Trost, du giebst ihm Ruh',
Wenn Laub und Blumen sterben!

„Und ach! wenn sein zerrissnes Herz
Aus tausend Wunden blutet,
Was säuftigt dann den Seelenschmerz,
Der drinnen ebbt und flutet?
O Liebe! Liebe! Oel und Wein
Träufst du den Todeswunden ein,
Tränkst uns mit Himmelsfreuden!"

„Schon dreimal habe ich zum Fenster hinausgesehen, ob mein Vetter Jakob nicht bald kommt. Er ist von Liebstadt zurück und hat mir versprochen, von heute an regelmäßig wieder jeden Abend mich zu besuchen. — Ich kann mir die Zeit, während der ich ihn erwarte, nicht besser vertreiben, als wenn ich ihn schildere:

„Mein Vetter Jakob ist fünfundfunfzig Jahre alt, beinahe sechs Pariser Fuß lang und verhältnißmäßig stark, er trägt immer einen braunen Rock, und in meinem Leben habe ich ihn noch nicht in Schuhen gesehen. Er ist die Seele unsrer Familie, sein Kopf ist voll Erfahrung, sein Herz voll Güte. — Er ward in seiner Jugend zum Studieren bestimmt; aber da er seine Aeltern schon im zehnten Jahre verlor, und ihm die Mittel fehlten,

ſein Studieren fortzuſetzen, ſo lernte er die Kaufmannſchaft, und die Kenntniſſe, die er von der Schule mitgebracht hatte, erleichterten ihm das Stndium der neuern Sprachen, das er während ſeiner Lehrjahre fleißig betrieb. Wie er ausgelernt hatte, ging er in eine Condition nach Amſterdam, und von da kam er zu einem Hauſe nach Mancheſter. Für dieſes Haus reiſte er ſechs Jahre lang; er durchreiſte beinahe ganz Europa, und ſeine Principale hatten ſo viele Vortheile von ſeinen Reiſen, daß ſie ihm einen Antheil an ihrer Handlung gaben. Einige Jahre nach ſeiner Zurückkunft verheirathete er ſich in Mancheſter, und ſeine Frau gebar ihm im erſten Jahre ihrer Ehe einen Knaben, über deſſen Ankunft er eine ausgelaſſene Freude hatte. Ihre zweite Niederkunft war unglücklich, das Kind kam todt zur Welt, und ſie ſelbſt ſtarb einige Tage nach der Geburt. Er wendete alle Sorgfalt auf die Erziehung ſeines Sohnes, aber im zehnten Jahre ſtarb ihm das hoffnungsvolle Kind an den Blattern. Sein Aufenthalt in Mancheſter hatte für ihn nun keine Freude mehr, er zog ſein Geld aus der Handlung und eilte nach ſeinem Vaterlande, um da ſein Leben zu beſchließen. Er kaufte ſich hier an, weil ſein Bruder hier in der Nähe lebt, und nahm eine Tochter ſeiner verſtorbenen Schweſter zu ſich, die ihm die Wirthſchaft führt.

„Jedermann iſt ihm gut, denn er hilft, wo er hel-

fen kann, er thut Gutes, wo es ihm möglich iſt, und giebt Jedem Rath, der ihn um Rath fragt, ohne auf ſeine Hülfe oder ſeinen Verſtand den geringſten Werth zu ſetzen. Jeder ehrliche, gerade Mann iſt ihm willkommen, aber die Heuchler, die Schwindler, die Menſchen, die mehr ſcheinen wollen, als ſie ſind, ſind ihm tödtlich verhaßt. Er iſt der beſte praktiſche Philoſoph, der je auf der Erde gelebt hat, ohne nur ein einziges Mal über die Theorie nachgedacht, noch viel weniger irgend ein Syſtem ſtudiert zu haben. Er denkt:

Was recht iſt, wiſſen Wir! Das Ebenbild,
Das Gottes eigne Schöpferhand
In unſer Innerſtes geſiegelt hat,
Trägt in der reinen Umſchrift ſeinen Willen,
Und wen Gepräg' auf Gold und Silber nicht
Geblendet hat, der wird ihn leſen können,
Verſtänd' er auch das Buchſtabiren nicht,
Worüber in der Schule Kants noch immer
Die großen Schüler mit einander zanken! *)

„Er iſt immer froh und guter Laune; Herzlichkeit und Offenheit liebt er am meiſten, Zwang und Ceremonie ſind ihm unausſtehlich. Ueber die Thorheiten der Menſchen iſt er nie aufgebracht, ſelten ärgerlich, oft ſatyriſch, aber ſeine Satyre iſt nur über Bosheiten bitter. Die britiſchen Hu-

*) Aus der Litanei für das Jahr 1797 von Matoch.

moriſten Addiſon, Sterne, Swift u. A. ſind ſeine Lieblinge, in ihrer Geſellſchaft hat er ſich ſchon manche Sorge weggelacht. Er nennt mich Du, und ich muß ihn Ihr nennen, er ſagt, Sie ſei die lächerlichſte Form der Anrede, und unter Freunden und Verwandten vollends ganz unausſtehlich. Er.... doch, da ſehe ich ihn unter dem Fenſter vorbeigehen, geſchwind mit meiner Schreiberei in das Pult; er mag nicht gern viel Redens von ſich machen laſſen, wenn er nun gar wüßte, daß in meinem Tagebuche eine Beſchreibung von ihm ſtände!"

„Seid herzlich willkommen, Vetter Jakob!"

„Ah ſieh' da, Eduard! Du haſt ja Deine Wohnung ſo ausſtaffirt, als ob eine ganze Legion unzufriedner Geiſter darin wohnen ſollten?"

„Wie meint Ihr das, Vetter Jakob?"

„Je nun, es fiel mir eben ein, daß ich bei dem zufriedenſten Manne immer die ſimpelſten Meublen gefunden habe. Ich muß recht oft lachen, wenn die Menſchen Alles um ſich herum ſo herausputzen und poliren, Alles ſymmetriſch ordnen, die Büſten der größten Männer um und neben ſich ſtehen haben; da ſoll man denn nun denken, ihr Kopf, der mitten unter den großen Köpfen herumgeht, gehöre auch mit dazu, und ſie ſelbſt ſeien in ſich auch ſo polirt und ſymmetriſch."

„Vetter, Eure Satyre trifft mich nicht, dieser Christuskopf und dieser Sokrates, die Ihr auf meinem Pulte seht, sollen weiter nichts, als mich an den Abstand meiner Niedrigkeit gegen die erhabenste menschliche Größe erinnern, sollen mich ....“

„Gieb mir die Hand, Eduard! Du bist auch im neuen Hause noch der Alte. Nur wie ich zu Dir hereintrat, kam mir's ein Bischen fremd vor, und da ich eine Zeit lang entfernt gewesen bin, so fürchtete ich schon, Du hättest Dich in diesem Komödiantenzeitalter auch bei der großen Truppe anwerben lassen, die mit ihren weinerlich-komischen Stücken die Welt durchzieht, und beinahe in jedem Hause eine Posse nach eigner Invention spielt. — Gieb mir meinen alten Lehnstuhl, damit ich wieder bei Dir zu Hause bin.“

„Hier steht er, Vetter Jakob, hier ist Eure Lieblingspfeife, hier Taback, stopft.“

„Auch der hat einen neuen Ueberzug? Das Tabackskästchen von Mahagony? Nun meinetwegen, wenn sich's nur auf dem Stuhle so weich sitzt, wie vorher, und wenn nur der Knaster gut ist.“

Er stopfte und rauchte, wir setzten uns.

„Ihr spracht vorhin, Vetter,“ sagt' ich, indem ich meinen Stuhl näher zu dem seinigen rückte, „von Unzufriedenheit, und darin hattet Ihr nicht so ganz unrecht.“

„Also traf's doch, lieber Junge?"

„Hört mich an. Schon lange begleitete mich überall ein Gefühl, das ich Sehnsucht nennen will, weil ich ihm keinen andern Namen zu geben weiß, ob ich gleich fühle, daß auch dieser nicht paßt, genug, es war da, es unterbrach mich in meinen liebsten Arbeiten, es machte mich mißmuthig, oft traurig; nur Ihr mit Eurer frohen Laune konntet es verscheuchen."

„Sieh' doch, habe ich wirklich solche Davidstalente?"

„Ihr wißt, meine vorige Wohnung war in einer engen Gasse, die Zimmer waren nicht hell, die ganze Einrichtung war unbequem. Ich glaubte, das Alles wäre an meinem Mißmuthe Schuld, kaufte mir dieses Haus und dachte, es würde nun besser werden, aber — es blieb wie es war. Jetzt haben mir mehrere Zufälle den Grund meiner Unzufriedenheit entdecken helfen. Vetter, mir fehlt ein Weib, ich will heirathen!" —

„Heirathen, lieber Junge?" rief er und fiel mir um den Hals; „nun, das ist doch einmal ein vernünftiger Vorsatz. Also der künftigen Frau Gemahlin zu Ehren sind die Zimmer so decorirt worden? und welche Xantippe hat denn den Sokrates aus den abstracten Regionen der Philosophie zu der concreten Idee des Heirathens gebracht?"

„Scherzt nicht, Vetter! Kein Weib hat mich dazu veranlaßt, keine Sinnlichkeit ist hier im Spiele. Ich

brauche eine Gefährtin des Lebens, denn der Weg iſt mir zu einſam. Ich kenne weder die Welt, noch die Weiber, Ihr kennt beide, unterſtützt mich mit Eurer Erfahrung, helft mir ſuchen!"

„Topp, Eduard! wegen Dir will ich Schuhe anziehen, wegen Dir will ich eine Perrücke aufſetzen, wir wollen in die Welt hinaus! wir wollen wie Perlenfiſcher mitten in die ſtrudelnden Wogen hineintauchen; Gott gebe, daß wir eine Perle finden!"

„Wißt Ihr hier kein Mädchen für mich?"

„Nein, Eduard, hier weiß ich keines; wir müſſen wandern, wir müſſen auf Entdeckungen ausreiſen. Ueberdies habe ich ſo meine eigne Meinung über das Heirathen. Erfahrung an mir und an Andern hat mich gelehrt, daß es ſelten gut iſt, ein Mädchen aus dem Orte zu nehmen, in dem man lebt. Denn ſieh', Vetter, wenn man auch einen Engel heirathet, ſo kann man doch eins gegen tauſend wetten, man bekommt an den lieben Schwiegeraltern, an den lieben Onkeln, Tanten und Baſen einen oder ein Paar Teufel, oder wenigſtens einige Narren als Zulage, und nimmt man vollends einen Teufel, ſo iſt man ja mitten in ſeiner Hölle! Heiratheſt Du aber eine Fremde, ſo kannſt Du ſie ungleich beſſer bilden; alle Menſchen, die Dir daran hinderlich ſein würden, kannſt Du entfernen, Du kannſt ihre Geſellſchaft ſelbſt wählen, und wenn

Du gute Menſchen um ſie verſammelſt, ſo muß ſie gut werden, um ſich ihre Liebe und Freundſchaft zu erwerben."

„Alſo laßt uns wandern und ſuchen, Vetter! Pfingſten iſt nahe; die Ferien dauern ſechs Wochen; vielleicht kann ich noch einen Monat länger Urlaub bekommen, wir haben Zeit genug; aber wohin meint Ihr wohl, daß wir unſern Weg nehmen?"

„Vor allen Dingen, Eduard, was wünſcheſt Du Dir für ein Weib?"

„Vetter, ich fordere wenig, und doch iſt's vielleicht viel. Ich will Euch das Portrait einer Frau malen, wie ich ſie wünſche, und jedes Mädchen, das wir treffen, wollen wir mit dem Portraite vergleichen. Einen gebildeten Verſtand muß ſie beſitzen, nur muß ihr dieſe Bildung ihre Weiblichkeit nicht genommen haben, denn ſonſt iſt ſie ein Mann in der Figur eines Weibes, und ſolche Zwittergeſchöpfe kann ich nie lieben, höchſtens, aber nur ſelten — achten. Ein gefühlvolles Herz muß ſie haben, aber ihr Gefühl muß ihrem Verſtande untergeordnet und zu erhaben ſein, als daß ſie je zur Empfindlerin oder Komödiantin herabſinken könnte. Reinlichkeit, Sparſamkeit, Ordnung und Häuslichkeit müſſen die Grazien ſein, die ſie unaufhörlich begleiten. Ihr Aeußeres braucht nicht ſchön zu ſein, nur gefällig. Sie braucht nicht ſogenannte Welt zu haben, nur muß ſie jenen Anſtand beſitzen, der ſich überall zu

nehmen weiß, jene Natürlichkeit, die ſich nie in Verlegenheit bringen läßt. Setzt noch zu dieſem Allen Liebe, wahre innige Liebe für mich hinzu, ſo habt Ihr die Haupterforderniſſe, Vetter, die ich von meinem künftigen Weibe verlange. Verbände ſie damit noch Geſchmack, Witz, Gefühl für Dichtkunſt, muſikaliſche Talente, ſänge ſie gut, dann, Vetter, dann wäre ſie das Ideal, das vor meiner Seele ſchwebt."

„Haſt Du nie die Geſchichte von dem verwünſchten Prinzen gehört, Eduard, der, wie der ewige Jude, die ganze Welt durchlaufen mußte, um das Original zu einem Portraite zu finden, das ihm eine Fee geſchenkt hatte? Ich fürchte, wir werden ſo ein Paar verwünſchte Prinzen werden."

„Mein Gemälde wäre alſo...."

„Ich liebe die Bilder aus der italieniſchen Schule, ſie ſind Erzeugniſſe eines wärmern Himmels und einer feurigern Phantaſie; wenn mir's aber um Wahrheit zu thun iſt, ſo ziehe ich die Niederländer vor."

„Ihr meint alſo, Vetter? — —"

„Ich meine nichts, ich glaube nichts, ich ſage nichts, bis ich, wie ein kluger General, meinen Operationsplan gemacht, wie ein erfahrner Schiffskapitän meinen Cours überlegt habe, dann erſt rüſte ich ein Schiff aus, nehme Paſſagiere an Bord und ſteure zum Hafen hinaus, oder

mit andern Worten, ich miethe einen Lohnkutscher, Du setzest Dich zu mir in den Wagen und wir fahren zum Thore hinaus. Für heute Basta!"

„Morgen ist der letzte Sessionstag vor Pfingsten, eine Menge Arbeiten überhäufen mich, die ich vor meiner Abreise noch fertig liefern muß," und ich war daher noch mitten in den Acten vergraben, als Vetter Jakob, früher als gewöhnlich, zu mir hereintrat.

„Ei ei! wo habt Ihr gesteckt, Vetter Jakob? Ihr seid gestern und vorgestern nicht bei mir gewesen?" —

„Ich habe studiert, mein lieber Eduard!"

„Studiert? wie so?"

„Ja, ja, studiert! auf den Vortrag, den ich Dir heute halten will. Pfingsten ist vor der Thür, die Zeit ist nahe, wo wir auswandern sollen in alle Welt, und da finde ich denn nöthig, daß ich Dich vorbereite zu diesem wichtigen Vorhaben."

„Ihr macht mich neugierig, Vetter!"

„Weg mit all' dem profanen Actengeschmiere! Untern Tisch alle die Querelen, Cautelen, Klagen und Einreden, wir haben jetzt einen ganz andern Proceß vor uns, wir wollen mit einander Meditationen anstellen, an die Leyser in seinem Leben nicht gedacht hat. — Vorher

wollen wir aber, gewöhnlichem Gebrauche nach, eine Pfeife Taback ſtopfen." —

„Ihr ſeid heute ſehr bei Laune, Vetter Jakob!"

„Dichter und Redner müſſen begeiſtert ſein; das Feuer lodert in meinem Kopfe, und jetzt brennt auch ſogar der an meiner Pfeife. Geſchwind meinen Lehnſtuhl! komm', ſetze Dich zu mir! Alle die berühmten Leute, die mich umgeben und die ſich, um mich beſſer zu hören, auf Tiſche und Schränke geſtellt haben, übergehe ich, weil ihre Köpfe leer ſind, und wende mich an den einzigen unberühmten, aber vollen, der neben mir ſitzt, in folgender Anrede:

„Mein lieber Zuhörer Eduard!

„Nichts iſt in der Welt mit Vergleichungen mehr heimgeſucht worden, als die Welt ſelbſt; die größten Humoriſten haben in ihrem Leben nichts lächerlicher gefunden, als eben ihr Leben, und da der Menſch ein Narr mit Claſſificiren und Eintheilen iſt, ſo hat er auch die Welt und ſein Leben gar verſchiedentlich eingetheilt. Es iſt in der That für Jeden, und beſonders für meinen lieben Vetter, nothwendig, dieſe Eintheilung zu kennen. Wie ſehr verſtößt man außerdem! Wie würde man z. B. irren, wenn man die Welt, von der Newton ſpricht, für dieſelbe halten wollte, von der ein junger Stutzer behauptet, daß er ſie beſitze? Ja, wenn man die Eintheilung

der Welt in große und kleine nicht recht gefaßt hat, so könnte man wohl gar auf die tolle Meinung kommen, Newtons Welt sei die große, da es doch bekannt ist, daß Newton, ungeachtet er das Weltensystem mit einer Meßkette durchflog, gar keine große Welt gekannt hat, denn er besuchte keine Gesellschaften, machte den Damen nicht die Cour, spielte nicht und guckte die Nächte hindurch nach nichts als nach Sternen. Ich will Dir, mein lieber Zuhörer Eduard, die Welt und besonders die große Welt näher beschreiben und vor die Augen stellen, erstlich deßwegen, weil Du sie noch nicht kennst, zweitens, weil Du sie kennen lernen mußt, und drittens, weil ich schon den Lohnkutscher Vogel gemiethet habe, der uns auf den Montag, geliebt es Gott, nach der Residenz, also mitten in die große Welt hineinfahren soll. Ich will Dir nicht verhehlen, daß man sie gar verschieden verglichen hat, zum Beispiel mit den luftigen Farben einer Seifenblase, mit einem Tanze, einem Jahrmarkte u. s. w., aber ich vergleiche sie am liebsten mit einer Maskerade. Und paßt nicht dieses Gleichniß beinahe durchgängig? Ist nicht Alles maskirt, ausgenommen ganz kleine Kinder, die man daher auch nicht mitbringen darf? und werden die größern nicht so zeitig als möglich an eine Larve gewöhnt? Ist es nicht auf einer Maskerade nothwendig, daß man seine Sprache verstellt oder in einer fremden spricht? Muß man sich

nicht oft ſtellen, als kenne man Leute gar nicht wieder, die man doch vorher recht gut gekannt hat und die einem manche Gefälligkeit erzeigt haben, ehe man auf die Maskerade ging? Ich könnte Dir noch viele Aehnlichkeiten aufzählen, mein lieber Zuhörer, aber wozu das, da Du ſie bald ſelbſt finden wirſt? In der That, es wird Dir recht wunderlich vorkommen, wenn Du mit Deinem geraden, offenen Herzen unter die verlarvten Menſchen hintrittſt, wenn Gefälligkeit, Höflichkeit, Artigkeit Dich umgeben, und Du immer beſorgen mußt, daß Bosheit, Verleumdung und Verkleinerung hinter dieſen Masken verborgen ſind. Denke in den Zirkeln der großen Welt unaufhörlich daran, daß es Masken ſind, die Dich umgeben, und daß es bloß das Poſſenſpiel ſo mit ſich bringt, von Gefühl, von Freundſchaft, von Liebe zu ſprechen. Spiele Deine Rolle mit und maskire Dich ſelbſt; freilich wirſt Du Dich Anfangs ſo linkiſch dabei benehmen, wie der arme Cantor auf der Braunſchweiger Redoute; aber laß Dich das nicht abhalten, Deine Maske iſt nicht auszeichnend, man wird Dich wenig oder gar nicht bemerken. Die vorzüglichſten Masken ſind die weiblichen, Du wirſt ſehen, wie ſich Alles um ſie herum drängt, wie man die Kunſt verſteht, ihnen tauſenderlei unbedeutende Dinge zu ſagen, bloß um mit ihnen zu ſprechen, wie man Jeder durch eine Menge Aufmerkſamkeiten zu verſtehen giebt,

man halte ſie für die Schönſte und Liebenswürdigſte. Sieh genau auf die weiblichen Masken Acht, ſie ſind ungleich beſſre Komödiantinnen als die Männer. Die Kunſt, ſich geſchmackvoll anzuziehen, iſt ihnen von Jugend auf eingeprägt, Witz und Laune ſtehen ihnen mehr zu Gebote, und da ſie die Rolle, die ſie einmal angenommen haben, beſſer durchzuführen verſtehen, ſo hält man ſie allgemein für die Lehrmeiſterinnen der großen Welt. Der Tanz einer Vigano und das Spiel einer Chevalier ſind nicht ſo hinreißend als die Graziengeſtalt eines ſchönen Weibes, die, in allen ihren Bewegungen leicht, in jedem ihrer Geſpräche witzig und geiſtreich, mitten unter ihren Anbetern daſteht und die Huldigungen der Menge annimmt, wie einen Tribut, der der Schönheit und der Ausbildung gebührt. Vergiß es nie, Eduard, daß Du auf einer Maskerade biſt, bewundere die Talente der Schauſpielerin, aber verwechſele nicht ihre Rolle mit ihrer Perſon, halte nicht jeden Schmuck für echte Steine; bei Abende glänzt Alles, und der echte Demant wird von dem blitzenden böhmiſchen Steine übertroffen.

„Die Maskerade iſt aus, die Geſellſchaft geht aus einander, der Theaterputz wird abgelegt und der Menſch wird wieder das, was er iſt. Der beſſre Menſch, froh, des Zwanges los zu ſein, dem er ſich unterwerfen mußte, nimmt in dem Kreiſe ſeiner Vertrauten die Offenheit und

Herzlichkeit wieder an, die er nur ungern auf einige Zeit verleugnete, und lacht über die Lächerlichkeiten, bei denen er gezwungen war, eine ernsthafte Miene zu machen. Der Mensch aber, der nur in der Maske schön ist, fühlt sich unglücklich, so wie er sie ablegt. Unzufriedenheit mit sich selbst, Neid und Mißgunst gegen Andere foltern ihn, er fühlt in sich eine unausstehliche Leere und zählt ängstlich die Stunden, wo er sich wieder in das bunte Gewühl der Gesellschaften werfen und sich selbst entfliehen kann. Sieh', geliebter Zuhörer und Vetter, das ist das Gemälde der großen Welt!"

„Und dahin wollt Ihr mich führen? Dort, wo Alles Verstellung ist, soll ich ein Weib finden?"

„Eduard, unsre Irrthümer sind die Hebel, mit denen wir unsre Wahrheiten aufrichten; um Wirklichkeit zu schätzen, muß man den Schein kennen. Ich kaufte in Manchester einen Garten, dessen Anlagen ganz im alten französischen Style waren. Eine Menge Boskets bildeten labyrinthische Gänge, auf den Beeten lagen Porzellanscherben und Glaskugeln und die Bäume waren wie Kronen oder wie Pyramiden geformt. Ich ließ ihn, wie er war. Hinter ihm lag eine Wiese, die mit Wald umgeben war, ein freundliches, nettes Bauerhaus stand mitten darauf, und eine Allee von hohen schattigen Linden führte darauf zu. Die unnatürlichen, kunstvollen Anlagen meines Gartens thaten

mir herrliche Dienste; wenn ich Freunde bei mir hatte, so führte ich sie erst durch die labyrinthischen Boskets und bei den blitzenden Glaskugeln vorbei, und war sicher, daß sie dann eine desto größere Freude hatten, wenn auf einmal die schöne Natur in ihrer kunstlosen Einfalt vor ihren Augen lag; dahingegen oft Leute, die nie solche groteske Gärten gesehen hatten, mit Vergnügen die bunten Porzellanscherben anstaunten, bei den Glaskugeln verweilten und die verstümmelten Bäume bewunderten."

„Nein, Vetter Jakob, laßt uns bei allen den großen Zirkeln vorbeigehen und irgend eine stille Familie aufsuchen, in der ein gutes, sanftes Mädchen lebt, vielleicht daß ...."

„Der, der dort auf Deinem Schreibepulte steht, Sokrates, führte seine Schüler in die Gesellschaften der Aspasia, und der, der hier bei Dir sitzt, Dein alter Vetter Jakob, führt seinen Eduard mitten in das rauschende Gewühl der Weltmaskerade. Glaube mir, lieber Junge, das Besuchen der großen Welt ist eine heilsame Arznei; nur muß man einen Gebrauchszettel bei sich haben, und den habe ich Dir vorausgeschickt."

„Ich sehe, Vetter, Ihr habt den Operationsplan, von dem Ihr bei Eurem letzten Besuche spracht, völlig entworfen?"

„Völlig, Eduard. Höre mich an. Wir reisen nach

der Reſidenz; der Geheimerath Gardner iſt mein alter Freund, ich wurde auf meinen Reiſen mit ihm bekannt, und unſre Bekanntſchaft ward bald zur herzlichſten Freundſchaft; wir durchreiſten ganz Italien zuſammen. In Neapel trennten wir uns. Meine Geſchäfte nöthigten mich, länger dort zu bleiben, und er mußte nach Hauſe eilen. Am Fuße des Veſuv nahmen wir von einander Abſchied. Unſer Briefwechſel hat ununterbrochen fortgedauert, und wie ich vor zwei Jahren aus England kam, beſuchte ich ihn. Er iſt der edelſte, beſte Mann und hat in ſeinem Leben nur einen dummen Streich gemacht, und den noch dazu vor dem Altare, da er ſeine jetzige Frau heirathete. Du wirſt ſie kennen lernen, ſie iſt ein eitles, eroberungsſüchtiges Weib. Mein armer Gardner iſt des lieben Hausfriedens wegen genöthigt, eins der erſten Häuſer in der Reſidenz zu machen. Dorthin wollen wir. Der Umgang mit dieſem Hauſe wird uns die übrigen Geſellſchaften öffnen, und wir werden auf einmal auf dem Theater der großen Welt erſcheinen. O guter Junge, laß uns unſre Rolle dort ſo ſpielen, daß, wenn wir wieder in die Couliſſen kommen, Du an Deinen Arbeitstiſch und ich in meinen Lehnſtuhl, daß wir dann unſre Köpfe eben ſo hell und unſre Herzen eben ſo froh wieder zurückbringen, und daß wir nichts an uns verdorben haben, als höchſtens — den Magen."

„Wie glaubt Ihr aber, daß ſich unſer dortiger Aufenthalt mit dem Zwecke unſrer Reiſe verträgt?“

„Du wirſt eine Menge Mädchen ſehen, Eduard, betrachte ſie genau. Lerne Weiber beurtheilen, den feinen Takt und das leiſe Gefühl, das dazu gehört, giebt nur der Umgang mit der großen Welt. Alle Menſchenkenntniß, die aus Büchern erlernt iſt, iſt Narrheit. Ich ſehe überall gern mit hellen Augen und ſuche mir meine Gefühle deutlich zu machen, aber in der Menſchenkenntniß ſtatuire ich einen Myſticismus.“

„Nun wohlan, führt mich durch die labyrinthiſchen Boskets Eures Gartens, aber verſprecht mir, mich dann zur Natur wieder zurückzuführen.“

Vom Vetter Jakob erhielt ich heute folgendes Billet:

„Du wohnſt verdammt weit, Eduard! und es kann einem ehrlichen Manne, der übermorgen nach der Reſidenz reiſt und vorher noch ſo Manches in ſeiner kleinen Haushaltung zu beſorgen hat, nicht zugemuthet werden, an das äußerſte Ende der Vorſtadt zu laufen, um einen Regierungsrath aus ſeinem Acten- und Bücherſchlaf aufzuwecken. — Es iſt ärgerlich, daß Salzmann in ſeinem Elendsregiſter das Elend der Mode vergeſſen hat, das Deinen Vetter Jakob gewaltig quält. Da habe ich nun heute meinen ganzen Emballagevorrath, ich meine meine Garderobe, ge-

muſtert und die traurige Entdeckung gemacht, daß es nicht genug iſt, wenn der innere Menſch durch die größten Weiſen der alten und neuen Welt ſeinen Zuſchnitt bekommen hat, ſondern es muß noch ein ehrlicher Schneidermeiſter dazukommen, der auch den äußern nach dem Geiſt der neueſten Zeiten aufſtutzt. — Deinen Reiſewagen können wir nicht brauchen. Ich nehme den meinigen. Unſre Caravane hat ſich um eine Perſon vermehrt. Liddy, die älteſte Tochter meines Bruders, reiſt mit uns. Sie iſt vor Kurzem aus Freudorf, wo ſie der brave Paſtor Winter erzogen hat, zu ihren Aeltern nach Liebſtadt zurückgekommen. Das Mädchen iſt neunzehn Jahre und muß nun auch in den Guckkaſten der Welt hineinſehen; es iſt mir lieb, daß ſie es in meiner Begleitung thun kann. Ueberdem kann ſie uns gute Dienſte leiſten, Eduard; wir machen es wie die Vogelſteller, die Lockvögel ausſtellen, damit ſich ihnen die andern nähern. Lebe wohl. Liddy grüßt Dich unbekannter Weiſe. Uebermorgen früh um vier Uhr ſei ſegelfertig!"

„Dieſe Begleitung kommt mir ſehr ungelegen. Ich kenne zwar das Mädchen nicht, aber ſie wird uns in unſern Geſprächen gewiß Zwang auflegen, wir werden bloß in weiblichen Reimen ſprechen, und ich liebe die Kraft und Fülle der männlichen."

Es ſchlug fünf Uhr, da wir aus der Vorſtadt herausfuhren. Langſam zählte ich die Schläge der Glocke. Eine Menge Gedanken und Erinnerungen flogen bei mir vorüber, längſt verklungene Gefühle tönten wieder durch mein Herz, und eine ernſte, feierliche Stimmung hatte ſich meiner Seele bemächtigt. Vetter Jakob ſaß ſtumm und nachdenkend neben mir, der Gedanke an die vielen Trennungen ſeines Lebens, und die geliebten Herzen, von denen er ſich losgeriſſen hatte, ſtand vor ſeiner Seele. Gegen mir über ſaß Liddy. Die Sonne ſtand roth in Oſten, ihr verkleinertes Bild hing an jedem Thautropfen und ihre Strahlen zitterten auf Liddy's Wange. Mein Blick ruhte auf der ſchönen Geſtalt des ſtillen Mädchens. „Du gutes, engelreines Geſchöpf!“ dachte ich, „der Morgen iſt nicht nur um dich, er iſt auch in dir, die Sonne des Lebens ſteht noch golden und ſchön vor deiner Seele; ſüße Hoffnungen und ſelige Erwartungen umglänzen dich, und tauſend frohe Gefühle deines Herzens ſingen dem kommenden Tage entgegen; ach, du Gute, die Erinnerung deines ſchönen Morgens begleite dich durch den ganzen Tag und lächle noch in deinen Abend hinüber, und die Melodie deines Herzens verklinge nicht eher, als bis du einſchläfſt.“

Wir waren einen Berg hinaufgefahren. Ein lebendiges, fruchtbares Thal lag unter uns, in einiger Entfernung konnte man den Kirchthum von Liebſtadt ſehen. —

„Vetter, dort ist unser Kirchthurm," sagte Liddy. — Jakob erwachte aus seinen Träumen und blickte zum Fenster hinaus. — „Ja ja," sagte er, „Dein Vater wird heute schon an uns gedacht und uns eine glückliche Reise gewünscht haben." — Liddy's Auge ward feucht.

„Wir werden heut' Alle recht froh sein," sagte Vetter Jakob, „weil wir am Morgen so still gewesen sind; es wird uns gehen wie den Kindern, unter denen diejenigen immer die frohesten und geistreichsten Menschen werden, die still vor sich hin spielen. Ich kann zwar den Zusammenhang nicht begreifen, aber er ist da, und ich bemerke an mir, daß ich dann den frohsten Humor habe, wenn die ernsthaftesten und größten Gedanken in meiner Seele gewesen sind. *) Da habe ich nun so eben einige

*) Und hierin liegt eben der charakteristische Unterschied des Humoristen von dem blos witzigen Menschen. Der Geist des erstern ist groß, das Objectivglas seiner Seele ist convex geschliffen zum Erheben, er arbeitet in großen Ideen, und der grelle Abstich der kleinen äußern Welt, gegen seine innere Erhabenheit, erzeugt in ihm das Gefühl des Lächerlichen und der Satyre. Der Witzling hingegen ist ein kleiner Mensch; unfähig, aus sich selbst herauszutreten, bemerkt er weiter nichts, als die Beziehung der äußern Welt auf sich, und freut sich wie ein Kind über diese armselige Bemerkung. Der Witzling spielt mit seinen Einfällen, der Humorist seufzt mitten unter seiner Satyre. Bei dem Witzling ist nichts als Scharfsinn, bei dem Humoristen ist moralischer Kummer,

Scenen meines Lebens auf meinem Privattheater wieder aufgeführt, und meine Seele mußte von Rom wegfliegen, wo ich eben mit Gardnern herumwandelte, um hier den Kirchthurm von Liebſtadt in Augenſchein zu nehmen. — Liddy," fuhr er fort und ergriff des Mädchens Hand, „ſinge mir das ſchöne Lied, bei dem alle meine alten Erinnerungen in neuem Glanze hervortreten."

Und Liddy ſang:

„Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn?" ꝛc.

Mein Vetter Jakob wiegte ſich in ſeine Träume von Italien, aber durch meine Seele zitterte die höhere Beziehung dieſes himmliſchen Geſanges, ich dachte an das Land, wo ſchönere Früchte reifen, wo das Verdienſt ſeinen Lorber findet und wo die Myrte für die reinere Liebe blüht. „Ach ja, ach ja!" rief mein ganzes Herz, „dahin, dahin laß mich mit dir, o du Geliebter, fliehn!" — Liddy ſang mit Gefühl, jeder ihrer Töne ſchien aus einer edeln Seele hervorzugehen. — Bei der Stelle:

„Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an —"

da war es mir, als ob ich ſchon in der großen Welt drin wäre, und mich ſchauderte vor den Menſchenfiguren, in deren Bruſt das heilige Feuer der Veſta nie gelodert

---

und ſeine Satyre iſt nur eine eigne Art, dieſen Kummer auszudrücken.

hat, und die jeden höhern Menschen anstaunen wie ein Naturspiel.

„O Goethe!“ rief ich aus, wie der letzte Ton von Liddy's Stimme verklang, „die Fittiche deines Geistes haben mich oft emporgetragen in die hohen Regionen, wo du einheimisch bist! Du Wesen einer höhern Welt, warum bist du so oft ein Mensch von dieser Erde?“ —

So schwand uns der Morgen. Vetter Jakobs Laune machte uns heiter und froh. Der Mensch ist wie sein Schatten, am Morgen und Abend ist er groß, und die übrige Zeit — klein.

Ich fühlte eine wunderliche Beklommenheit in mir, da ich durch die Thore der Stadt hineinfuhr und nun eine Menge Menschen auf der Straße um mich herumtobten, deren Treiben und Wesen mir ganz unbekannt war. Wir stiegen im Gasthofe ab, und Vetter Jakob eilte zu seinem Freunde. Ich blieb mit Liddy allein zu Hause. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mit einem schönen und liebenswürdigen Mädchen so allein war; Liddy mochte wohl auch zum ersten Male mit einem jungen Manne ganz allein sein, denn wir waren Beide stumm und sahen uns nur dann und wann von der Seite an, als ob wir uns fürchteten. Endlich trat ich ans Fenster und sagte zu Liddy: „Sehen Sie doch

das Menschengewühl, wie sich Alles drängt und drückt, wie da Reich und Arm so bunt durcheinandergeworfen ist." — „Ach," erwiederte Liddy, „ich sehe so etwas nicht gern, ich weiß nicht, warum? aber es wird mir ängstlich dabei; die Menschen, die so nahe bei einander sind, scheinen sich doch Alle so fremd! ich glaube, ich würde mich nie in einer großen Stadt einheimisch fühlen, weil der Menschen zu viel sind, als daß man an Allen Theil nehmen könnte." — „Ja wohl!" versetzte ich, „sollte gegenseitige Theilnahme und Unterstützung der Hauptzweck sein, warum sich Menschen so nahe bei einander anbauen, aber in großen Städten ist es gegenseitige Benutzung." Liddy sprach nun viel von dem Landleben, von der glücklichen Beschränktheit und der einfachen Lebensweise wahrhaft zufriedner Menschen, und jede ihrer Aeußerungen war ein sanfter Erguß einer reinen, stillen Seele. Ich war ganz Ohr, es war mir, als ob jedes Wort aus meinem Herzen genommen wäre. Die unerklärbare Scheidewand, die bis jetzt zwischen mir und Liddy gewesen war, schwand auf einmal weg, wir wurden recht vertraulich und ihre Hand lag in der meinigen, als Vetter Jakob zur Thüre hereintrat.

„So recht, Kinderchen!" rief er uns zu, „Hand in Hand! wenn alle gute Menschen so ständen, so hätten die Buben der Welt nicht so leichtes Spiel. Mein Gard-

ner," fuhr er fort, „ist noch der Alte, er hat mich froh und herzlich aufgenommen, aber bei der Frau Gemahlin habe ich für mich und Euch Karten abgegeben. Ihr seht, ich kann mich in die Welt schicken! Die Karten greifen immer weiter um sich, es ist nicht genug, daß sie schon lange die gesellschaftliche Unterhaltung ausgemacht haben, jetzt beweist man sich auch seine Freundschaft und Hochachtung durch sie. Leute von Ton haben gar keinen Platz mehr, einen ehrlichen Mann, der sie schätzt und liebt, und der ihr Freund ist, zu sich zu bitten, denn ihre Zimmer sind zu voll von solchen Leuten, die Karten abgeben. Ich muß gestehen, diese neue Art von Bettelbriefen gefällt mir ausnehmend!" — —

Ungefähr eine Stunde nach des Vetters Zurückkunft brachte ein Bedienter der Frau Geheimeräthin eine Einladung zum Thee und Abendessen für heute. Die Einladung war in französischer Sprache, und es kam mir lächerlich vor, daß ein Deutscher einen Deutschen mitten in Deutschland französisch zu sich einladet, aber Jakob sagte: „Nein, Eduard, es ist ein schöner Zug, daß Leute von Welt nicht deutsch zu ihren Zusammenkünften einladen, man könnte ja sonst denken, es wären deutsche Gesellschaften. Aber wahrlich, Du wirst von dem Verstand, von der Geradheit und Biederkeit der Deutschen auch nicht eine Spur in diesen Zirkeln finden! Bewundre fer-

ner die Bescheidenheit, man ladet Dich zu weiter nichts ein, als zum Essen und Trinken: setzt dies nicht voraus, daß die Menschen selbst fühlen, daß weiter nichts mit ihnen anzufangen ist?"

Es war nach sechs Uhr, da wir die Treppe zu dem Visitenzimmer der Frau Geheimeräthin hinaufstiegen. So sehr ich auch mein inneres Bewußtsein zu Hilfe rief, so konnte ich doch das Herzklopfen, das mich überfiel, nicht ganz unterdrücken. Jetzt that sich die Thür auf, und wir traten ein. Der glänzende Zirkel der Damen erhob sich, die Wirthin kam uns entgegen und empfing uns mit hinreißender Artigkeit. Sie war eine schöne Figur, über ihr ganzes Wesen war Grazie und Liebenswürdigkeit verbreitet. Libby mußte unter den Damen Platz nehmen, Alles setzte sich und ich sah mich unter die eleganten jungen Herren rangirt, die hinter den Stühlen der Damen standen und mit Blicken und Worten sehr gesprächig waren. Ich fühlte mich in einer völlig fremden Welt. Die Elegants waren viel zu sehr mit den Damen beschäftigt, als daß sie sich mit mir hätten in ein Gespräch einlassen sollen, und so gern ich auch eine Dame angeredet hätte, so war es mir doch, als ob ich gar nicht die Sprache könnte, die man hier sprach. Selbst zu stillen Bemerkungen, mit denen sich Vetter Jakob divertirte, hatte ich nicht Freiheit genug, denn ich gab auf weiter Niemand Acht,

als auf mich selbst, und dies vermehrte mit jedem Augenblicke meine Verlegenheit, zumal da ich sah, mit welcher Zuversicht Andere in die Gesellschaft hereintraten und mit welchem freien Anstand sie sich darin benahmen. Vetter Jakob ging jetzt auf das Zimmer des Geheimeraths, und ich trat zu der einzigen bekannten Seele im Zimmer, zu Liddy. Eben wollte ich mit ihr sprechen, als die Wirthin eine witzige Bemerkung über mein Attachement an meine schöne Reisegefährtin — so drückte sie sich aus — machte; da hätte ich nun durch eine gescheidte Antwort zeigen können, daß ich auch nicht so arm am Geiste bin, ich wußte auch eine Minute nachher, was ich hätte sagen sollen, aber in dem Augenblicke erstickte die glühende Röthe, die auf meinem Gesichte brannte, jede Antwort, und wie ich Liddy ansah, so sah sie auch röther als gewöhnlich aus. Ich fühlte, daß ich eine schlechte Figur spielte, und eben dieses Gefühl machte, daß ich immer eine noch schlechtere spielte.... Der Eintritt des Geheimeraths war mir die Erscheinung eines Engels; er eilte mit Herzlichkeit auf mich zu und nahm mich dann mit auf sein Zimmer. Gott sei Dank, hier athmete ich wieder frei! Ich blieb mit ihm und Jakob allein, bis wir zur Tafel gerufen wurden. Mein Platz war zwischen zwei schönen Mädchen, und ich glaube, ich würde viel mit ihnen gesprochen haben, wenn nicht Jede auf der andern Seite einen Nachbar gehabt

hätte, mit dem sie vertrauter zu sein schien, als ich wünschte. Der Wein gab mir, wenn auch nicht Muth, viel zu sprechen, doch Freiheit und Scharfsinn, viel zu bemerken. Das Tischgespräch ward nie allgemein, die Parteien pflogen bloß die Güte unter sich, aber laut genug. Die meisten Gespräche drehten sich um die Armseligkeiten des Tages herum, und so genau ich auch Achtung gab, so hörte ich doch kein einziges Wort, das sich allenfalls wo anders als bei einem Abendessen hätte sagen lassen. — Um elf Uhr fuhren wir nach Hause.

„Eduard," sagte Vetter Jakob im Wagen, „Du hast viel Sachen im Kopfe, aber wenig Worte, und fürs alltägliche Leben gar keine Phrasen; es geht Dir wie den reichen Leuten, die den Bettlern kein Almosen geben können, weil sie keine Münze bei sich haben."

„Ihr mögt Recht haben, Vetter," erwiederte ich, „aber soll denn ewig der Gang der Welt unser Führer sein? Sollen wir klein werden, wenn es in unserer Willkühr steht, groß zu bleiben? Welche Karikaturen habe ich heute kennen gelernt! Es ist wahr, Eure Mädchen kleiden sich griechisch, aber sie haben auch von den Griechen weiter nichts, als ihren Anzug und ihre Sittenlosigkeit; das, was das griechische Mädchen zur Griechin machte, fehlt diesen Geschöpfen so ganz! Und was können sie für Weiber werden? sie, die nie fühlten, was Achtung für

den Mann, was Verehrung des männlichen Geistes ist? sie, die bloß mit elenden Halbmännern tändeln und spielen, und diese Tändelei Liebe nennen?"

„Dein Urtheil ist zu rasch, Eduard, manches gute Mädchen ist mitten in diesen Zirkeln und fühlt den Zwang und die Leere ihres Lebens eben so und vielleicht noch mehr wie Du!"

„Vetter! an einem Orte, wo die Pest wüthet, giebt es auch Viele, die nicht angesteckt sind; aber wollt Ihr es wagen, Jemanden aus dem Orte zu Euch kommen zu lassen? Wißt Ihr gewiß, daß der Stoff dieser fürchterlichen Krankheit nicht verborgen in ihm liegt? Könnt Ihr mir aus der ganzen Gesellschaft Eine nennen, die nicht an ihrer Abgeschmacktheit ein Vergnügen gefunden hätte? Vetter," fuhr ich in meinem Feuer fort und vergaß es ganz, daß Liddy neben mir saß, „ich will ein ernsthaftes Weib haben, sie soll meine Geliebte, meine Freundin, meine Trösterin sein, und diese flatterhaften Weltgeschöpfe verstehen nicht einmal den Sinn dieser heiligen, bedeutungsvollen Worte!"

Große Menschen ziehen uns mit sich empor, aber kleine Menschen ziehen uns zu sich herab. Die Welt geht mit uns um, wie der Metaphysiker mit unsern Empfindungen, er zergliedert und zerstückelt sie in unsichtbare

Faden, und jene raubt uns unsere Einheit und Selbstständigkeit. „Seit acht Tagen habe ich mich unaufhörlich in den Gesellschaften von gutem Ton herumgetrieben, und ich fühle es, der Ton hat meinen gewöhnlichen Ton verändert, ich bin diesen Menschen nicht mehr so unähnlich wie Anfangs. Freude fühle ich zwar noch nicht in ihren Zirkeln, aber auch keine Unbehaglichkeit. Mein Herz würde veröden und mein Geist klein werden, wenn nicht ein Engel neben mir stände, der seine Unschuld und Würde unverändert behauptet. O Liddy, wie danke ich dem Zufall, der mich in deine Gesellschaft führte! wie gewinne ich dich mit jedem Tage, mit jeder Stunde lieber! Du gleichst der Madonna von Raphael, kein blendendes Colorit zieht das Auge des flüchtigen Beschers auf sie, aber dem aufmerksamen Beobachter tritt in jedem Augenblicke längerer Betrachtung eine neue Schönheit, eine neue Größe hervor, bis Vollendung in höchster Einfachheit vor seinem Blicke dasteht."

„Nichts ist mir unausstehlicher, als das Spielen mit Empfindung, das ich beinahe allgemein, besonders unter dem weiblichen Geschlechte in der großen Welt finde. Sie würdigen das Edelste im Menschen zu einem jämmerlichen Nervenkitzel herab und wenden das, was ihnen den Rang in der Geisterwelt anweisen sollte, zu einer Coketterie in der Körperwelt an."

Vorgestern waren wir im Schauspiel. Es wurde Schillers Kabale und Liebe gegeben. In unsrer Loge waren einige junge Frauenzimmer von Stande, und während der Zwischenacte kamen mehrere junge Herren vom Parket herauf. So sehr die armen Mädchen vom Trauerspiel angegriffen wurden, und so häufig ihre Thränen während der Vorstellung flossen, so waren sie doch wieder unterhaltend und lustig, wenn der Vorhang gefallen war und hörten sogar die Schmeicheleien der jungen Herren über ihr empfindsames Herz mit Wohlgefallen an. Heißt das nicht mit Empfindungen spielen? oder vielmehr gar keine besitzen? Wie ganz anders war Liddy! Ohne zu weinen, fühlte sie tiefer als die Andern, bei den erschütternden Szenen, deren das Stück so viele hat, fühlte ich ihre Hand in der meinigen zittern. Sie war den ganzen Abend ernst, und als wir allein waren, fragte sie mich: „Sollte es wirklich ein so ungeheures Schicksal geben, das einen edeln Menschen dahin brächte, sich und einer Person, die er über Alles liebt, den Tod zu geben?“ — „Ich glaube,“ antwortete ich, „daß selten andere als höchst excentrische Menschen in solche Lagen kommen und zu solchen Mitteln greifen werden, aber doch, Liddy, sind Verkettungen der Umstände denkbar, wo selbst einer edelmüthigen Seele das Leben zur Last wird, und wo der Entschluß, diese Last von sich zu werfen, unwiderstehlich reift.“

„Unwiderstehlich?“ sagte sie, „o nein! ich fühle, daß ich selbst im härtesten Drange meines Unglücks diesem Entschlusse muthig widerstehen würde.“

„Und was, Liddy, würde Sie halten, wenn Sie Alles verließ?“ — „Das Vertrauen auf Gott,“ sagte sie sanft, „der Anblick des gestirnten Himmels, die Hoffnung auf die Welt jenseit des Grabes!“

Gerührt und schweigend küßte ich ihr die Hand und trat, um meine Rührung zu verbergen, an das offene Fenster, und da ich hinausblickte in die ruhige Nacht; da die kühle Luft mich umwehte und die Sterne Gottes hoch über meinem Haupte glänzten, da ward meine Liebe zu Liddy Andacht, und meine Andacht eine höhere Liebe!

„Es ist tief in der Nacht, Alles um mich schläft, aber wie könnte ich schlafen? Den Freudetrunknen besucht der Schlaf eben so wenig als den höchst Unglücklichen. — Der schönste Tag meines Lebens ist bei mir vorübergeflogen, wie ein guter Engel, und hat mich angelächelt und geküßt und für die ganze Zukunft gesegnet! — Breitete ich nicht lange meine Arme umsonst aus nach einem Wesen, das mich verstände? Stand ich nicht da mit einem glühenden Herzen voll unendlicher Liebe in einer kalten, todten Einsamkeit? Weinte ich nicht zu dir hinauf, du verborgener Vater, und flehte um eine geliebte Seele? —

O! du haſt mich ſehr beglückt und ſehr erfreut! — ich kann weiter nichts als danken und weinen!"....

Ich mußte abbrechen vor Erweichung — ich trug mein freudezitterndes Herz vor die ſtille Nacht und vor Gott, und es ergoß ſich in Thränen. — Ruhiger kann ich nun die Erzählung des heutigen Tages in mein Tagebuch verzeichnen.

Der Hofrath Rother hatte uns auf ſein Landgut gebeten, das eine Stunde vor der Stadt, dicht am Rheine, in der herrlichſten Gegend liegt. Wir fuhren gegen Mittag hinaus und trafen eine zahlreiche Geſellſchaft an. Schon in der Stadt iſt der Ton des Rotherſchen Hauſes herzlicher und ungezwungner, als in den meiſten übrigen Geſellſchaften, und hier auf dem Lande war völlends alles Städtiſche entfernt. Der Hofrath und ſeine vortreffliche Frau beeiferten ſich, Frohſinn und Freude um ſich her zu verbreiten und dieſen ſchönen Ort, der ſchon durch ſeine Lage ein Paradies war, durch frohe, geſellige Unterhaltung noch angenehmer zu machen. — Scherz und Laune würzten die Mittagsmahlzeit, und nach Tiſche theilte ſich die Geſellſchaft in mehrere Partien und ging in den ſchönen engliſchen Garten ſpatzieren, oder auf die Berge, oder ſpielte auf der Wieſe, die vor dem Hauſe lag. Ich wählte das Erſtere und ging mit dem Geheimerath Gardner und Vetter Jakob in den Garten und dann auf die Berge,

die das Ufer des Rheins begrenzen. Liddy war mit der Hofräthin spatzieren gegangen.

„Nun, alter Freund," sagte Jakob zu Gardner, „seit siebenundzwanzig Jahren sind wir nicht so Hand in Hand mit einander gegangen. Damals, Brüderchen, waren unsre Beine noch frischer, da wir Italien durchwanderten!"

„Und unsre Herzen noch froher!" setzte Gardner seufzend hinzu.

„Nicht doch, Herr Bruder, der alte Jakob hat immer noch ein so frohes Herz wie damals, da er mit Dir bei der Quelle Petrarka's Brüderschaft trank. Nur die Beine, die Beine! sind auf dem langen Lebenswege steif geworden. Es ist immer so bergauf und bergab gegangen. Aber was schadet's! Laß die Schale alt werden und welken, wenn nur der Kern frisch und jung bleibt!"

„Glücklicher Mensch! wenn ich Dich höre, fühle ich doppelt, was ich verloren habe. Jakob, wenn ich an den feurigen Jüngling denke, der mit Dir auf den Fluren Neapels herumschwärmte, und jetzt den kalten, trübsinnigen Mann ansehe, der neben Dir steht, so kommt es mir wie ein Traum vor, daß ich der Jüngling war und der Mann bin! Ach, ich wäre auch noch so heiter und froh wie Du, wenn nicht Zeit und Schicksale die Flügel meiner Kraft beschnitten hätten!" —

„Ich denke nur, Brüderchen, wir ſind Narren, daß wir dem Schickſale ſo ſtill halten; ſo lange noch Kraft in uns iſt, kann das Schickſal niemals den Herrn über uns ſpielen. Glaube mir, ein kräftiger Menſch trägt eine ſo große Welt in ſich, daß ihm die äußere dagegen immer klein bleibt, und ich bin gewiß, wenn wir aus einem andern Leben auf unſre Reiſe durch die Erde zurückſehen, ſo werden wir über unſre jetzigen Leiden eben ſo lachen, wie es uns jetzt lächerlich vorkommt, daß wir als Kinder über eine Puppe weinen konnten, die uns die Mutter verweigerte.“

„Sollten wir das über alle unſre jetzigen Leiden können!“

„Ueber alle, die aus äußern Verhältniſſen entſpringen!“

„Auch über das einer unglücklichen Ehe?“

„Unſer Zeitalter, lieber Gardner, hat eine Menge Krankheiten, phyſiſche und moraliſche, von denen unſre Vorfahren wenig oder nichts wußten; unter dieſe letztern gehört auch das Uebel der unglücklichen Ehen, das von Tage zu Tage gemeiner wird. Aber ſind wir denn nicht ſelbſt Schuld? Kann ich die Thränen eines Menſchen über ein Uebel, das er ſich muthwillig zuzog, gerecht finden? gleichen ſie nicht auch den Thränen eines Kindes, das, oft vor dem Feuer gewarnt, doch die Hand hinein-

ſteckte, und nun weint, weil es ſich gebrannt hat? O Bruder! wenn wir immer das geliebt hätten, was an ſich liebenswürdig iſt, Unſchuld, Einfalt und Sittſamkeit, wahrlich, dieſe moraliſche Peſt wäre nie in die Welt gekommen!"

„Ach Du haſt Recht, alter Freund! Was zog mich an ſie? Ihre ſchöne Geſtalt, ihr Witz, ihre Laune, ihre Talente, die Menge Anbeter, die um ſie verſammelt waren, von denen ſich Jeder glücklich ſchätzte, wenn ſie ihn nur freundlich anſah. Meine Eitelkeit ward geſchmeichelt, da ſie mich Allen vorzog, ich glaubte, nur ihr Beſitz könne mich zum glücklichen Menſchen machen. Ich war entzückt über die Gewißheit, daß ſie mich liebte; ich Thor hätte wiſſen ſollen, daß ein ſo eitles Geſchöpf, wie ſie, nur ewig ſich ſelbſt liebt; ich hätte ahnen ſollen, daß ſie mich nur deßwegen zu heirathen wünſchte, weil ſie mein Vermögen als Mittel anſah, ihre brillante Rolle fortzuſpielen. Aber ich rannte blind in mein Verderben. Unſere Verbindung ward vollzogen. Ich wünſchte ein ſtilles, häusliches Leben zu führen, aber dies war ihren Planen entgegen. Anfangs gab ich aus Liebe nach, jetzt muß ich aus Schwachheit nachgeben, weil ich mich außerdem nicht ſtark genug fühle, dieſe Hölle zu ertragen. So ſchleppe ich mich denn fort, wie ein Baugefangener mit ſeiner Kette,

bis der Tod ſie zerbricht! Und verdiente denn das nicht Mitleid?"

„Bruder," erwiederte Jakob, „wenn ein gutes, ſanftes Weib an einen Mann gebunden iſt, der ihr Herz ewig verwundet, dann kann ich mit ihr trauern und weinen, denn die Arme iſt durch tauſend Bande gefeſſelt, ſie kann ſich nicht losreißen; aber der Mann iſt zum Handeln und Wirken geboren, er hat Kraft, zu tragen, und Muth, ſeine Ketten zu zerſprengen, warum ſoll ich mit ihm weinen?"

„O bleibe bei mir und ſtärke mich!" rief Gardner aus und ergriff die Hand meines Vetters.

Während dieſes Geſprächs war ich ſtill nebenhergegangen, und wie Jakob ſagte: „Wenn wir nur das liebten, was an ſich liebenswürdig iſt: Unſchuld, Einfalt und Sittſamkeit," da trat das Bild der frommen Liddy vor meine Seele, und mein Verſtand billigte die Wahl meines Herzens. Wir hatten jetzt den Berg beſtiegen, der hinter dem Garten liegt, der Rhein floß unter uns, die entzückendſte Gegend lag vor unſern Blicken, da faßte Jakob die Hand ſeines Freundes und ſagte:

„Gardner! ſo ſtanden wir einſt in unſrer Jugend auf dem Veſuv; die Dampfwolken, die aus dem Krater heraufſtiegen, umgaben uns, aber wir achteten ſie nicht, unſre Blicke ruhten auf dem Paradieſe, das um uns lag,

und auf dem unermeßlichen Meere, das vor uns fluthete, da ſchwuren wir uns, ewig ſo zu bleiben und die Wolken des Erdenlebens zu verachten, im Anſchaun der Paradieſe um uns und des unendlichen Meeres über uns! Gardner, dieſer feierliche Augenblick iſt mir unvergeßlich geweſen, er hat mir Stärke gegeben an dem Todesbette eines geliebten Weibes und wie mein einziges Kind in die Erde geſenkt ward! Hat er denn an Dir alle ſeine Kraft verloren? Iſt denn Deine Jugend ſo ganz aus Deinem Gedächtniſſe? biſt Du denn ſo alt geworden?"

Da fielen die beiden Freunde ſich in die Arme und küßten ſich und riefen: „O Bruder, laß uns jung bleiben, bis wir ſterben!"

Nach jeder großen Rührung wird der Menſch ſtill; er hört noch auf den Nachklang der hohen Accorde, die in ſeiner Seele angeſchlagen wurden. Schweigend gingen wir wieder zur Geſellſchaft zurück.

Wir fanden Alle im Gartenſaale verſammelt auf uns warten. Ein fremder Virtuoſe, der an den Hofrath Rother empfohlen und mit in der Geſellſchaft war, hatte verſprochen, auf dem Flügelfortepiano zu ſpielen, das im Gartenſaale ſtand. Wir ſetzten uns in den Kreis, den die Geſellſchaft um das Inſtrument gezogen hatte, der junge Künſtler trat auf und fragte, was wir zu hören wünſchten. Der Hofrath Rother, der am nächſten bei ihm

ſtand, ſagte ihm: „Spielen Sie uns nichts, was nur Ihre Fertigkeit im Spielen zeigt, wir wünſchen Sie kennen zu lernen, aber nicht Ihre Finger, ſpielen Sie eine Phantaſie über was Sie wollen, nur ſein Sie ſo gütig und ſagen Sie uns vorher, worüber Sie phantaſiren, damit wir im Stillen den Text zu Ihren Noten machen können.“ Der junge Mann billigte die Idee des Hofraths und verſprach uns, das Bild des menſchlichen Lebens in Tönen zu malen.

Nach einigen Griffen auf dem Inſtrumente fing er mit einem bekannten Reichardſchen Wiegenliede an, ſeine Phantaſie fuhr einfach und kindlich fort, dann ward ſie abwechſelnder, bunter, lebhafter, feuriger, bis er rauſchend daherflog. Es war der Jüngling, den er malte. Das Toben der Leidenſchaften, der wilde, regelloſe Drang nach Ehre und Ruhm, die Majeſtät des aufſtrebenden Genius, der zum Bewußtſein ſeiner Kraft gekommen iſt und ſeine Fittiche gebunden fühlt, hallte aus allen Saiten wieder. Das Rauſchen verlor ſich, die Diſſonanzen löſten ſich auf eine ſanftere Melodie trat ein, es war die Periode der Liebe, die den jungen Fremdling an die Welt kettet. Ein Adagio klagte den Kummer, der unzertrennlich im Gefolge dieſer Leidenſchaft iſt, der Künſtler ließ uns, um deutlicher zu malen, Gänge aus bekannten Mozartſchen Arien hören; er ging bis zum rührendſten Klageton herab, um hernach

deſto überraſchender das Entzücken der beglückten Liebe im fliegenden Preſtiſſimo zu ſchildern. Der Ton ward jetzt ernſt und majeſtätiſch, es war das Gemälde des Mannes, wie er ſchafft und wirkt, wie er mit nüchterner Beſonnenheit die Welt ordnet und regiert. Mitunter tönte das obige Wiegenlied wieder, und ernſte zärtliche Melodien ſchilderten die ſüßen Freuden einer glücklichen Ehe und die noch ſüßern Vaterfreuden. Der Gang ſeiner Phantaſie ward immer ernſter und erhabener und feierlicher. Er malte den Menſchen, der der Ewigkeit entgegenreift, keine Diſſonanz ließ ſich hören; es war das Bild der Ruhe, der Vollendung und des troſtvollen Erwartens, und ſchloß mit einem großen herzerhebenden Accorde. Wir ſaßen Alle ſtill und ſtumm und verloren in die Töne, die ſich an unſer Herz legten, und wie er ſchloß, da hob ſich jeder Buſen zu einem Seufzer. Ich eilte auf den Künſtler zu und drückte ihn an mein Herz und ſagte: „Ich danke Ihnen, Ihre Töne haben mir alles Das geſagt, wofür ich keine Worte habe!“

Den jungen Leuten zu Gefallen ſpielte er nun einige Variationen, neue Tänze u. ſ. w. Die Freude ward allgemein. Einige Herren fielen auf den Gedanken, ob ſie nicht hier im Gartenſaale tanzen könnten? und der gütige Wirth erlaubte es ſogleich und ſchickte ins Dorf nach Muſikanten. Alles war nun geſchäftig, noch vor ihrer Ankunft

„Ach nein! Eduard, nein!"

„Liddy! wir stehen hier vor Gott! wollen Sie mein sein?"

„Ach! wenn ich Ihrer nur würdig bin; ich achte und liebe Sie unaussprechlich!"

„Liddy, über uns schwebt eine erhabene, feierliche Stunde; meine Liebe zu Ihnen ist ewig wie mein Geist; wollen Sie mein sein im Leben und im Tode?"

Da sank sie laut weinend in meine Arme, und meine Thränen flossen in die ihrigen, und wir hielten uns fest umschlungen. Siehe, da ging der Mond über die Wipfel des Waldes empor und beleuchtete die blassen, weinenden Gestalten, und seine Strahlen zitterten in ihren Thränen. — Und ein Mann stieg den Berg herauf und stand vor uns mit gefaltenen Händen, aber wir sahen ihn nicht im Rausche des Entzückens, und da wir erwachten von dem seligen Traume, da umarmte uns der alte Jakob und sagte:

„O Ihr Lieben! das habe ich ja gewollt und gewünscht!"

Und er entblößte sein graues Haupt und legte feierlich unsre Hände zusammen und sprach:

„Hier stehen zwei Herzen in deinem großen Tempel, „verhüllter ewiger Vater! Sie haben sich Liebe geschworen, „und Hülfe und Treue bis in den Tod. O laß jeden Tag „ihres Lebens so schön sein, wie den heutigen, und ihren „Abend so ruhig, und führe sie dann sanft hinüber, wo „du bist und die Tugend!"

Ende des dritten Bandes.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

August Mahlmanns

sämmtliche Schriften.

Nebst

Mahlmanns Biographie.

Vierter Band.

Prosaische Schriften. II.

Leipzig,
Verlag von F. Volckmar.
1840.

Inhalt des vierten Bandes.

	Seite
Der Prinz Bambu und die Prinzessin Zoraide. (Ein Mährchen.)	1
Biographie eines Engels. (Ein Bruchstück.) . . .	45
Unschuld und Verdorbenheit. (Eine Erzählung.) . .	96

Der Prinz Bambu

und

die Prinzessin Zoraide.

Ein Mährchen.

Da die Königreiche noch klein waren und nicht größer werden wollten, lebten die Könige recht freundschaftlich mit einander; seit sie so groß geworden sind, und immer noch größer werden wollen, ist das freilich ganz anders, und man wird es mir kaum glauben, daß zwei Könige in Asien, die ich, weil ihre Titel, wie die der europäischen Könige, etwas zu lang sind, die Könige von Ix und Ypsilon nennen will, die herzlichsten Freunde waren; aber alle Nachrichten stimmen darin überein, daß sie nicht wohl ohne einander leben konnten, alle Vergnügungen gemeinschaftlich genossen und, um sich recht oft zu besuchen, zwei Lustschlösser an ihre Grenzen bauten, die in spätern Zeiten von ihren Nachfolgern in zwei Grenzvestungen verwandelt wurden, um sich einander von jedem Besuche recht nachdrücklich abzuhalten.

Der König von Ix hatte einen Sohn, der hieß Bambu, und der König von Ypsilon hatte eine Tochter, die hieß Zoraide.

Der Prinz Bambu war der schönste und tapferste Jüngling seiner Zeit. Sein nervigter und gewandter Körper war zu allen Uebungen stark und geschickt; er focht und turnirte wie ein alter Ritter, tummelte seinen Hengst wie der verwegenste Bereiter, überwand im Ringen und im Wettlauf Jeden, der es wagte, sich mit ihm zu messen, und die Jünglinge gestanden ein, der Prinz Bambu sei stärker und gewandter als sie Alle!

Uebrigens war er ein recht ehrlicher Schlag von einem Prinzen. Wer ihm seine Vorzüge einräumte, gegen den hatte er kein Arges, und wer sie nicht anerkennen wollte, den schlug er hinter die Ohren, und wenn er diesen handgreiflichen Beweis geführt hatte, der von jeher die Hauptsachen in der Welt entschieden hat, so war er wieder so gut als vorher. Wie man viel Verstand haben könne, konnte er gar nicht begreifen, und wie man sich auf ein Ding, das doch so wenig in die Augen fiel, wie der Verstand, etwas einbilden könne, war ihm noch unbegreiflicher. Einem Fuchs auf der Jagd die Fährte abzugewinnen, im Fahren ein geschicktes Gelenke zu treffen, beim Fechten und Ringen die Blößen des Geg-

ners zu benutzen, das galt ihm für den höchsten Verstand, und was darüber hinauslag, war ihm lächerlich.

Die Prinzessin Zoraide war eben nicht schön, aber ihr zarter Körper, im schönsten Ebenmaaße gebaut, umschloß einen Geist, der mehr Witz und Verstand besaß, als alle schöne Geister und Philosophen der damaligen Zeit, und das will viel sagen; denn die damalige Zeit brachte gerade eben so viel schöne Geister und Philosophen hervor, als die jetzige, nur mit dem Unterschiede, daß sie schon vergessen sind, weil sie ihre Weisheit selten in Schriften aufstellten, und nie damit zu Markte zogen, die Jetzigen aber nie werden vergessen werden, weil sie Alle mit Meßgelegenheit zur Unsterblichkeit reisen.

Zoraide war in allen Wissenschaften bewandert. Die Logik war ihr angeboren; von der Metaphysik wußte sie gerade so viel, als man in allen Zeitaltern davon gewußt hat; in der Mathematik, Physik, Astronomie, Oekonomie und wie alle die Fächer heißen mögen, die mit ik und ie überschrieben sind, war sie völlig zu Hause, und dabei war sie witzig wie eine Berliner Jüdin, empfindsam wie eine deutsche Dichterin, und heroisch wie eine Heldin unserer Ritterromane. Ihren Witz ließ sie gewöhnlich an den Hofleuten aus, ihren Heroismus an ihrem Kammermädchen, ihre Empfindsamkeit an der Kunst; denn sie

machte Verse, so rein, so schmelzend, daß sie beinahe noch wehmüthiger ausfielen, als die unsterblichen Klagelieder unserer jetzigen Musenalmanache. Kurz, wer einen großen Geist beschreiben wollte, der sagte: er hat Verstand wie die Prinzessin Zoraide.

Ihr Herz? ich muß es gestehen, es war so vortrefflich und zuverlässig wie das Herz aller witzigen und empfindsamen Leute. In ihrer satyrischen Laune spottete sie über Alles; in ihrer erhabenen war ihr Alles heilig: war sie empfindsam gestimmt, so konnte sie kein Würmchen kränken; in ihrem Heroismus hätte sie die Welt zertrümmert. Sie liebte Alles, aber sich am meisten; sie gönnte Jedem seinen Platz, nur mit der kleinen Bedingung, daß ihr selbst der höchste und oberste eingeräumt würde; denn sie hielt sich mit Recht für den Mittelpunkt aller Erhabenheit und Alles außer ihr für den Tummelplatz der Gemeinheit.

Daß der ehrliche Bambu und die geistreiche Zoraide keine sonderlichen Freunde sein konnten, ist leicht begreiflich, denn sie hatten wirklich weiter nichts mit einander gemein, als das Gefühl, daß sie sich gegenseitig unausstehlich fanden. Bambu war in ihrer Gegenwart so beklommen, als hätte ihn Jemand bei der Gurgel gepackt, und Zoraide wußte vor Verlegenheit nicht, was sie anfangen sollte, wenn ihr Bambu wie eine Bildsäule gegenüberstand und

bei ihren witzigſten Einfällen gähnte. Beide ſuchten ſich dann, ſo bald als möglich, von einander loszumachen, und wenn ſie von ihren Vätern darüber getadelt wurden, ſo ſprach Zoraide: „Was ſoll ich mit dem Menſchen anfangen, er iſt dumm und gemein!“ Und Bambu ſagte: „Was ſoll ich mit der Närrin reden, ſie iſt verrückt und hochmüthig!“

Niemand war über dieſes Mißverhältniß mehr betreten, als die beiden guten Könige von Ix und Ypſilon. Denn da alte Leute immer eher ans Heirathen denken wie junge, ſo hatten auch die beiden Väter ſchon längſt den Plan gemacht, daß ſie ihre Kinder zuſammen verheirathen wollten, und hatten ſchon in Gedanken die Enkel auf ihrem Schooße gewiegt, und ſie als lebendige Denkmäler der großväterlichen Freundſchaft und als die künftigen Beherrſcher ihrer getreuen Unterthanen (zu welchem Geſchäft in der Regel der Verſtand allemal präſumirt wird) recht herzlich geküßt. Jetzt ſchien nun dieſer ſchöne Plan den Weg aller Plane gehen zu wollen, und ſie wußten ſich weder zu rathen noch zu helfen.

Mitten in dieſer Ungewißheit wurde der König von Ypſilon zu ſeinen Vätern verſammelt und hinterließ ſeinem Freunde die Verwaltung ſeines Reichs, die Vormundſchaft über ſeine Tochter und die Sorge für die projektirte Vermählung. Der König von Ix hielt ſich, weil es der

Liebligswunsch des Verstorbenen gewesen war, für verbunden, die Ausführung dieses Projekts mehr als je zu beschleunigen, und es bekümmert ihn sehr, daß der Widerwille der beiden jungen Leute mehr zu- als abzunehmen schien. Zum Glück erinnerte er sich, daß, wenn Könige in der Noth sind, ihnen selten ihr eigner Kopf heraushilft, und dies veranlaßte ihn, seinen Premierminister, den getreuen Hassan, zum Theilnehmer eines Geheimnisses zu machen, das ihm allein zu tragen, zu schwer ward. Der getreue Hassan hatte die geläufigste Zunge, die nur je in einem leeren Kopfe sich bewegt hat; das Bretspiel verstand er meisterhaft; die Launen seines Monarchen ertrug er mit unnachahmlicher Geduld und war dabei das herzlichste und gutmüthigste Wesen unter der Sonne. Die erstern glänzenden Eigenschaften hatten ihm die Würde eines Primierministers verschafft, die letztere machte, daß man ihm diese Würde gönnte.

Unter den Kunstgriffen, die die Praxis des Lebens an die Hand giebt, hatte Hassan einen erlernt, der mit gutem Gewissen jedem Premier zu empfehlen ist; es war der, die Entscheidung wichtiger Angelegenheiten, so gut als möglich von sich abzulehnen und auf einen Andern überzutragen. Hassan war dabei immer wohl gefahren, und er schlug also auch jetzt vor, dieses wichtige Projekt vor dem geheimen Kabinet und allen geheimen Räthen

geheim zu halten, aber die Fee Toratina, die Beschützerin beider Reiche, um Rath zu fragen. Der König war entzückt über die Weisheit seines Premiers und machte sich am andern Morgen allein, nur von dem getreuen Hassan begleitet, auf den Weg, um der Fee sein Anliegen höchstselbst zu eröffnen.

Die Fee — ich weiß nicht, ob sie es immer so zu halten pflegte, oder ob sie nur heute einmal so gelaunt war — ließ die Herren lange im Vorzimmer auf sich warten, und der gute König von Ix, der in seinem Leben zum ersten Mal die Beklemmung der Antichambre erfuhr, verlor darüber allen Muth so sehr, daß er seinem getreuen Minister befahl, an seiner Statt den Vortrag zu übernehmen.

Endlich erschien die Fee, und Hassan, im Wortmachen erfahren wie ein Parlamentsredner, und in Titulaturen bewandert wie ein deutscher Kanzleisekretär, nahm das Wort. Um einen geschickten Eingang zu machen, fing er vor der Hand von der Schöpfung zu reden an, ging dann auf die Sündfluth über, erwähnte die heiligen Patriarchen, hielt sich einige Zeit mit den Kindern Israel in der Wüsten auf, kam dann unvermerkt aus der alten Geschichte in die neue, aus der neuen in die neueste und gelangte endlich von seiner großen Wortreise glücklich und wohlbehalten bei der Hauptsache an. „Da aber," schloß

er endlich, „der unangenehme Vorfall eintritt, daß der tapfere Prinz Bambu die Prinzessin für verrückt, und die weise Zoraide den Prinzen für dumm hält, und Beide sich einander nicht ausstehen können, so flehen wir Dich an, großmächtigste Beschützerin, rathe uns, was wir in dieser verwickelten Angelegenheit, die unsere Herzen mit Sorgen überhäuft, beginnen sollen!“

Hier schwieg der getreue Premier und machte ein tiefes Kompliment, und der König von Ix machte auch ein tiefes Kompliment, ob er gleich nichts gesagt hatte; die Fee aber nickte gleichgültig mit dem Kopfe und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Bestürzt stand der gute König da, und glaubte, seine Gebieterin zürne, aber ein kleiner Genius aus Toratinens Gefolge trat herein und sprach: „Meine Gebieterin darf heute mit keinem Sterblichen sprechen, doch erlaubt sie Euch in den Garten zu gehen und in die Laube, wo das heilige Wasser über den Felsen herabstürzt, einzutreten; dort wiederholt Eure Frage und das Orakel der mächtigen Toratina wird Euch antworten.

Der König bedauerte, daß er sein Gefolge nicht bei sich hatte, denn es wurde ihm ganz wunderbar zu Muthe, wie er mit seinem getreuen Hassan so allein durch eine Reihe menschenleerer Zimmer zu der Treppe geführt wurde, die in den Garten hinabging. Der Garten selbst war

von seltsamer Einrichtung. Hohe, schattige Bäume verbreiteten eine immerwährende Dämmerung; die Luft war mit Balsamgerüchen angefüllt, die aus schönen und unbekannten Blumen ausströmten; Altäre mit geheimnißvollen Inschriften standen in den Lauben, und Jünglinge an ihrer Seite, die leise Worte unter einander sprachen und die lodernden Flammen sorgfältig unterhielten; feierlich rührende Töne schwebten, als kämen sie von hohen Bergen herab, durch die Lüfte, und erhoben das Herz zu einer andächtigen Beschauung aller der Wunder, die hier versammelt waren.

„Sire!" sprach der Premier, „es ist doch eine närrische Sache mit den Künsten; sie nützen zu nichts, das weiß ich wohl, aber sie bringen doch so wunderliche Dinge zu Wege, daß man kaum seinen Augen traut."

„Glaube mir, Hassan," versetzte der König, „wenn man es bei Lichte besieht, steckt gar nichts dahinter! Junge Leute mögen wohl daran Gefallen finden, aber man kann in der Welt nicht zeitig genug alt und verständig welden!"

„Sire, von Euern Lippen strömt Weisheit die Fülle, und ich wundere mich nur, wie eine so kluge und verständige Frau, wie die Fee ist, sich mit dergleichen Possen abgeben kann."

„Laß uns von ihr das Beste reden, Hassan! denn wo ich nicht irre, höre ich schon das Wasser rauschen, und das Orakel muß nahe sein."

Sie standen still und hörten deutlich das Rauschen eines Bachs. Es schien aus einer nahen Laube zu kommen. Sie traten hinein, und seltsame Melodien klangen ihnen entgegen. Von einem schwarzen Marmorfelsen stürzte sich der Bach herab, und mitten in seinem Sturze lag eine Harfe, über deren Saiten das Wasser wegrollte, und sie zu wundersüßen, schwebenden Tönen bewegte, die wie Worte klangen und wie Geisterstimmen, aus dem Rauschen des Wasserfalls sich erhoben.

„Eine höchst remarquable Kuriosität!" rief der Premier aus und nahte sich schüchtern dem Felsen. Und die Harfe im Bache sang:

Sieh' meine hellen,
Silbernen Wellen!
Lustig über Kies und Stein
Hüpfen sie in die Welt hinein,
Küssen das grüne Land,
Blümchen an Ufers Rand,
Rauschen sich spät und früh
Ihre fröhliche Melodie!

Also, du Menschensinn,
Sieh dich der Freude hin!

Laß dir die ſchnellen
Stunden erhellen.
Dann wirſt du, wie ich, auf fröhlichen Wogen
Hinab zum unendlichen Meere gezogen!

„Haſt Du je gehört," ſagte der König von Jx und faltete ſeine Hände, „Haſſan, haſt Du je gehört, daß das Waſſer in Verſen ſpricht?"

„Die merkwürdigſte Merkwürdigkeit, die ich in meinem Leben erlebt habe, ich wollte, man brächte ſie zu Papiere!"

„Aber bei dem Allen," fuhr der König fort, „ſind wir doch nicht hierher gekommen, dieſe Poſſen mit anzuhören."

„Beim Himmel, Sire, ich finde, daß man ſehr zur Unzeit mit uns ſpaßt, aber ſollte wohl dieſe Harfe das Orakel ſein?"

„Ich muß Dir geſtehen, Haſſan, ich weiß eigentlich nicht, was ein Orakel iſt; aber weil ich es nicht weiß, ſo glaube ich, dieſe Harfe iſt das Orakel!"

„Wir wollen den Verſuch machen; ich werde meine Rede von vorn anfangen."

„Ich bitte Dich, Haſſan, fange Deine Rede von hinten an, damit wir bald erfahren, woran wir ſind!"

„Sire, wie Ihr befehlt; es iſt aber um den Eingang Schade!"

„Ich ſage Dir aber, ich bin auf den Ausgang zu begierig.“

„Ich habe in meinem Leben noch kein Orakel angebetet; ich bitte Euch, auf welchen Titel kann es wohl Anſpruch machen?“

„Ach, ein König muß mit ſolchen Kreaturen nicht viel Umſtände machen, ich will Dich aus der Verlegenheit reißen —: „Sage Er mir doch, mein Freund, oder wer Er ſonſt ſein mag, was ſollen wir denn thun, daß der Prinz Bambu die Prinzeſſin Zoraide heirathet?“

Da tönte es von den Saiten der Harfe:
Mächtig, wie ſich die Woge ſchwellt,
Raſch, wie der Blitz die Nacht erhellt,
Freundlich, wie Mondenlicht,
Wenn es durch Wolken bricht,
Alſo kommen die ſeligen Triebe,
So waltet mit Freiheit der Geiſt der Liebe!

„Du lieber Gott, wer ſpricht denn von Geiſt und Liebe!“ ſagte der König; „heirathen ſollen ſie ſich, und damit gut!“

„In der That, Sire, es iſt um ein vernünftiges Orakel Schade, daß es nicht ſpricht, wie andere ehrliche Leute! Waſſer, Blitz und Mondenſchein — der Henker werde daraus klug!“

„Du haſt Recht, Haſſan, es iſt gegen allen Reſpekt, in meiner Gegenwart ſo zu faſeln. Sage Er mir doch, ohne dieſen Schnikſchnak, wie bringen wir ſie denn dazu, daß ſie ſich heirathen?"

Da ward das Waſſer trübe, die Melodien ſchwiegen, und eine grell lachende Stimme rief aus den Wellen:

„Ihr müßt ſie zwingen!"

„Zwingen? es iſt kurios; Haſſan, darauf bin ich auch gefallen! Gott ſei Dank, daß wir endlich wiſſen, woran wir ſind!"

Mit geheimnißvollen Mienen kamen ſie wieder nach Hauſe. Jeder ſah dem Könige an, daß er etwas im Kopfe hatte, und dem Premier, daß er über etwas nachdachte, und da das ein ſeltener und ungewöhnlicher Fall war, ſo wurden ſie von ihrem Hofſtaat mit einem ehrerbietigen Stillſchweigen empfangen. Der König begab ſich ſogleich in das Thronzimmer, legte die Inſignien ſeiner Würde an, ſetzte ſich auf den Thron ſeiner Väter und ließ den Prinzen vor ſich fordern. Nachdem der Premier eine langweilige Rede gehalten hatte, von welcher Bambu wenig Notiz zu nehmen ſchien, ſo verſuchte es der König ſelbſt, dem Prinzen begreiflich zu machen, daß morgen ſein Hochzeitfeſt mit der Prinzeſſin gefeiert werden müßte; aber Bambu blieb bei allen Bitten ungerührt,

bei allen Ermahnungen unbewegt, und ward durch die väterlichen Drohungen so erbittert, daß er geradezu erklärte, er werde und wolle diese närrische und hochmüthige Zoraide nie heirathen, und zwingen lasse er sich nicht; auch werde sein Vater Niemanden finden, der es wagte, seine Drohungen an ihm zu vollziehen, „denn," sagte er und legte seine Rechte an das Schwert und warf einen zornigen Blick auf den getreuen Hassan, der leichenblaß und zitternd neben dem Throne stand, „ich bin Bambu, stärker und tapferer, als sie Alle!"

Mit diesen trotzigen Worten verließ er das Zimmer, und der gute König saß wie versteinert auf dem Throne seiner Väter und sah die Thür an, wo sein lieber Sohn hinausgegangen war.

Eben so unglücklich, nur etwas theatralischer, liefen die Versuche des Königs bei Zoraiden ab, denn die Drohung des Zwanges bewirkte bei ihr eine so hochtragische Exaltation, daß der gute König vor Erstaunen außer sich war, wie es möglich sei, solche wohlgesetzte Redensarten hervorzubringen. Vergebens suchte er den Strom ihrer Worte aufzuhalten; sie ging aus dem Einfachen in das Erhabene, aus dem Rührenden in das Heroische über, und als ihre Rede den höchsten Affekt erreicht hatte, stürzte sie zum Zimmer hinaus und warf die Thür hinter

sich zu, gleichsam als wollte sie alles Gesagte noch einmal in einem einzigen Laut zusammengepreßt wiederholen. *)

Bekümmert sah der König seinen getreuen Hassan an und sagte: „Bei dem Throne meiner Väter! die Prinzessin hat Verstand wie ein Gott und spricht wie ein Prophet, aber sie ist unausstehlich wie ein böser Geist!"

„Doch wird sie Eurer Majestät nicht widerstehen können," versetzte der Premier.

„Ach, Hassan, die Fee hat gut Reden mit ihrem Zwingen, aber ich sehe schon, ich kann sie nicht zusammenzwingen."

„Mein Gebieter kann Alles, was er will."

„Sieh' einmal, Hassan, das ist nicht wahr. Land und Leute zu regieren, ist, Gott weiß es, eine leichte Sache, aber das Hausregiment, will ich Dir sagen, das

---

*) Warum kommen denn die Theaterdirektoren nicht auf den vernünftigen Gedanken, ordentliche Thüren, die man mit Affekt zuwerfen kann, statt der jetzigen Vorhangsthüren anzubringen? Da man die Familiengemälde aus der wirklichen Welt so sehr liebt, so bleibt es doch immer ein Uebelstand, daß man das Zuwerfen der Thüren nicht einführt, um den wirklichen Familienzank recht wirklich zu machen! Ich wollte, mein Vorschlag käme für das neue Berliner Theater nicht zu spät, zumal da das Dach desselben einen so guten Resonanzboden abgiebt.

Hausregiment ist, bei dem Throne meiner Väter! das schwerste unter allen Regimentern."

Ach, der gute König wußte noch nicht, welche harte Proben sein Hausregiment erfahren sollte.

Der Prinz war kaum allein, so fielen ihm die Drohungen des Vaters schwer aufs Herz. Ungeachtet er seiner Stärke Alles zutraute, so glaubte er sich doch nicht stark genug, einem Vater Trotz zu bieten, den er liebte, und bei allem Dem war es ihm unmöglich, die Prinzessin zu heirathen. Zum ersten Male in seinem Leben sah er sich in die fatale Lage versetzt, über etwas ernsthaft nachdenken zu müssen, um sich aus einer andern fatalen Lage herauszuziehen. Er mochte aber das Ding, das man gewöhnlich Verstand nennt, noch so sehr anstrengen, es fiel ihm doch kein anderer Ausweg ein, als der natürlichste, sich durch eine schnelle Flucht von dem drückenden Verhältnisse zu befreien; und kaum war dieser Gedanke lebhaft in ihm geworden, so eilte er hinaus, schwang sich auf sein schnellstes Roß und jagte davon.

Die Prinzessin hielt nach jenem pathetischen Abgang einen nicht weniger pathetischen Monolog auf ihrem Zimmer. — „Heirathen? oder nicht heirathen?" sprach sie und lief mit starken Schritten auf und ab, „sich dem Zwange unterwerfen? oder allen Gefahren Trotz bieten? is ist die Frage!" Sie sann lange nach. — „Davon-

laufen!“ rief sie endlich und sprang vor Freuden hoch auf. „Ist es nicht ein großer Gedanke für ein schwaches Mädchen? Aber Zoraide ist nicht schwach! Ihr Thoren, glaubt ihr, sie bedürfe eines Throns, um zu glänzen? Ihr Verstand ist das Diadem, das ihr überall die Herrscherwürde ertheilen wird!“ — Der Gedanke begeisterte sie. — „Was werde ich sehen! Welche Begebenheiten erwarten mich! Wie wird man mich bewundern!“ sprach sie, indem sie einige Kleidungsstücke zusammenraffte und in ein Bündel schnürte. — Jetzt war sie zur Reise fertig. Sie sagte ihrem Zimmer ein theatralisches Lebewohl, hielt eine empfindsame Anrede an das Bild ihres Vaters, schlich sich leise zum Zimmer hinaus, zur Treppe hinab, durch die Säulengänge hin, drückte sich fest an die Wand, um von den Wachen nicht bemerkt zu werden, kam glücklich in den Garten, von da in den Park, und befand sich endlich mit ihrem kleinen Reisebündel auf freiem Felde. Die Wege waren ihr bekannt, sie wählte den, der am kürzesten nach dem Walde führte, und hoffte diesen hinter sich zu haben, ehe man ihre Flucht bemerken würde. Mit leichtem, begeistertem Herzen eilte sie fort und sang:

„Frisch auf! hinaus in die weite Welt!
Vor Sorgen und Grillen vorbei!
Ein freier Sinn sucht sich ein freies Feld,
Und bricht seine Ketten entzwei!

Juchheisa trallei!
Und bricht seine Ketten entzwei!

„Ueber Land und Meer die Vöglein ziehn
Und suchen den blumigen Mai;
Drum mache, wenn Scherz und Freuden fliehn,
Das alte Leben dir neu!
Juchheisa trallei!
Das alte Leben dir neu!“

Als sie in den Wald gekommen war, schlug sie mit Fleiß einen felsigen und unebenen Weg, der über die Berge zu führen schien, ein, um dem Prinzen nicht zu begegnen, der gewöhnlich hier zu jagen pflegte. Sie stieg, so schnell sie konnte, aber der Tag war heiß, der Weg zu steil, sie sank sehr bald ermattet nieder und machte die Bemerkung, daß das Davonlaufen doch nicht eine so leichte Sache sei, wie ihr Enthusiasmus bis jetzt geglaubt hatte. Ihre Unerschöpflichkeit im Planmachen tröstete sie aber bald. In wenigen Stunden glaubte sie das Haus eines alten Freundes von ihrem Vater erreichen zu können; diesem wollte sie ihre Noth klagen, durch seinen Beistand würden Mehrere bewogen werden, sich zu ihrer Partei zu schlagen, an der Spitze eines Heeres wollte sie dann dem Könige die Verwaltung des Reichs entreißen, sich auf den Thron ihres Vaters setzen, und der Prinz Bambu sollte, gedemüthigt, an den Stufen desselben um Gnade flehen. —

„Ich ertheile ihm dann Gnade und Verzeihung," fuhr sie in ihren Phantasien fort, „ich vergebe dem Könige seine Tyrannei, ein lautes Geschrei meines erstaunten Volkes erhebt sich durch die Lüfte, von jedem Munde tönt der Ausruf: „„Hoch lebe die große Zoraide!"" Und meine Feinde sind gezwungen, die Zeugen meines Triumphs zu sein!"

Zoraide schlief über diese Phantasien ein. Es ward Abend; einzelne Sterne glänzten am Himmel; ein tiefes Schweigen ruhte über der einsamen Gegend.

Schon war die Nacht eingebrochen, als sich ein Sturm erhob, und Zoraide von dem Rauschen des Windes, der durch die Wipfel der Bäume wogte, geweckt wurde. Ihr Blut war nun völlig abgekühlt; das Gefahrvolle ihrer Lage stellte sich mit aller Schrecklichkeit ihrer Phantasie vor: allein, auf einem Felsen, in einer kalten, stürmischen Nacht, im tiefen Walde, allen Gefahren preisgegeben — ihr Muth verschwand. Sie rief, aber Niemand hörte; sie weinte und klagte, aber der Sturm spottete ihrer Klagen; sie klimmte den Fußsteig herab, aber immer finsterer ward es in der Tiefe. Jetzt verlor sie den Fußsteig ganz, irrte jammernd umher, fiel, verwundete sich an den Zweigen und warf sich endlich voll Verzweiflung zur Erde und glaubte sich ohne Rettung verloren.

Eine Stunde mochte sie in dieser qualvollen Angst

zugebracht haben, da ließ der Sturm nach — und — horch! es war ihr, als hörte sie Töne aus der Ferne; sie raffte sich auf: deutlicher und immer deutlicher wehte ihr der Wind die Töne zu — es schien eine Laute zu sein. Sie wand sich durch das Gebüsch nach der Gegend hin, der Wald ward lichter, sie befand sich auf einem gebahnten Wege, und — wer beschreibt ihr Entzücken, als sie auf einmal einen freien Platz vor sich sah, und in der Mitte desselben ein Licht erblickte, das aus dem offenen Fenster eines Hüttchens freundlich und einladend zu ihr herüberglänzte? Sie hörte, daß die Töne der Laute aus dem Hüttchen kamen, und voll Freude, hier gastfreie Menschen zu finden, eilte sie darauf zu. Sie klopfte erst leise an, aber man hörte sie nicht; sie klopfte stärker, und eine weibliche Stimme rief: „Seid Ihr schon da?“ — „Mache auf!“ rief Zoraide, „erbarme Dich eines armen verirrten Mädchens, und gönne mir ein Nachtlager!“ — „Sogleich! sogleich! mein Töchterchen!“ sprach das Weib und eilte nach der Thür.

Zoraide trat ein und erblickte eine schwarzgekleidete Frau, die sie freundlich willkommen hieß und in ein Zimmerchen führte, das reinlich und ordentlich, übrigens aber weder prächtig noch ärmlich aussah. Sie bot Zoraiden einen Sessel an und setzte sich wieder mit ihrer Laute ans Fenster und fuhr in ihrer Melodie fort.

Zoraide betrachtete sie genau. Sie trug in allen ihren Geberden einen Anstand, der von Erziehung zeugte, aber auch eine Feierlichkeit, die seltsam auffiel; ihre Miene war freundlich, aber tiefe Schwermuth sprach aus allen ihren Gesichtszügen; sie schien noch Ueberreste von ehemaliger Schönheit zu haben: aber das lange schwarze Kleid verhüllte ihren Wuchs, und der Flor, der über ihre Stirne hereinhing, verbarg ihr Auge. Im Zimmer war nichts, woraus man auf ihre Beschäftigung hätte schließen können; aber am seltsamsten waren Zoraiden eine Reihe Portraite, die an der Wand hingen. Es waren Jünglinge und Mädchen, Alle schwarz gekleidet und mit verwelkten Blumen in der Hand; nur ein einziges am Ende der Reihe war in bunten Kleidern und hielt frische Blumen. Zoraide hätte gern darnach gefragt, aber sie wagte nicht, die Frau zu unterbrechen, die in die Töne ihrer Laute verloren schien und nur dann und wann zum Fenster hinausblickte, als erwartete sie Jemanden.

„Die Sterne glänzen hell, wo mögen sie bleiben?“ sprach sie endlich zu sich selbst.

„Wen erwartet Ihr?“ fragte Zoraide.

„Kennst Du mich nicht, mein Töchterchen, ich bin ja die arme, alte Mutter, die ihre Kinder alle verloren hat; ja, sieh' mich nicht so verwundert an, ich bin alt, sehr alt, und habe Kinder, viele Kinder; sie waren so

schön und so verständig, von so zarten Gedanken und so weichen Herzen, und ich hatte sie so lieb, wie sie bei mir waren, und hielt sie so zärtlich; aber der fürchterliche Zauberer hat sie mir Alle entrissen, und hält sie in einem finstern Gefängniß eingesperrt, und ich bekomme sie nur in heitern Nächten zu sehen. Denn wenn die Sterne am Himmel aufgehn und mit ihren lieben goldnen Augen auf die Erde herunterblicken, da endet seine Zauberkraft, und meine Kinder können zu mir kommen, und ich darf sie trösten; aber die häßliche Sonne, mit ihrem frechen Glanze, giebt ihm alle seine Macht zurück, und dann müssen meine Kinder wieder aus meinen Armen und dürfen nicht thun, als kennten sie ihre Mutter. Bin ich nicht unglücklich, mein Töchterchen?"

„Ich habe nie von Euch gehört, aber Euer Unglück rührt mich. Wer ist der fürchterliche Mann, der Euch Eure Kinder entrissen hat? Wißt, ich bin die Prinzessin Zoraide; wenn es möglich ist, Euch zu helfen, so habe ich die Macht dazu!"

„Und wenn alle Königreiche der Welt Dir zugehörten, Du könntest mir doch nicht helfen: dazu gehört bloß ein hohes Gemüth."

„Und das traut Ihr mir nicht zu?" fragte Zoraide höhnisch lächelnd. — „Nein, mein Töchterchen," fuhr die Alte in ihrem gewöhnlichen Tone fort; „denn siehst

Du, alle meine Kinder glaubten, es könne sie Niemand an Vorzügen des Geistes übertreffen, und wagten in diesem Vertrauen dem Mächtigen zu trotzen, aber sie wurden Alle seine Beute. Sieh' nur, hier hängen ihre Bilder, sehen sie nicht recht schön und verständig aus? Ach, sie blühten wie die Blumen; aber seit sie in der Gewalt des Zauberers sind, sind sie und ihre Blumen verwelkt!"

„Aber ich sehe dort am Ende noch ein Portrait, das mit frischen Blumen und Farben gemalt ist." —

„Das bist Du!" sagte die Alte gleichgültig.

Zoraide trat näher und erschrak; es war ihr eignes Bild! —

„Sage mir," fragte sie zitternd, „wie kommt mein Portrait unter die Bilder Deiner Kinder?"

„Bist Du denn nicht auch mein Kind? — Ach, ich arme, unglückliche Mutter habe Dir nur den kleinsten Theil meiner Leiden erzählt, denn Du weißt noch nicht, daß mich meine Kinder nicht eher kennen, als bis sie sich nach Errettung aus der Gewalt des Zauberers sehnen."

„Noch hast Du mir nicht gesagt, wer dieser Zauberer ist?"

„Bewahre Dich der Himmel vor ihm, mein Töchterchen! Er sieht anfänglich klein aus, wie ein Zwerg, und freundlich; Du glaubst mit ihm spielen zu können, und lachst Die aus, die sich vor ihm fürchten; aber je näher

Du mit ihm bekannt wirst, desto schrecklicher ist er, und wenn er Dir seine wahre Gestalt zeigt, so sinkst Du wehrlos in seine Arme und wirst seine Gefangene!"

„Und ist denn gar keine Befreiung aus seiner Gewalt?"

„O ja! wenn....."

Hier ward die Alte durch ein Geräusch außerhalb der Hütte unterbrochen; sie sah durchs Fenster. „Meine Kinder! meine lieben Kinder!" rief sie freudig und eilte zur Thür hinaus.

Zoraide sah eine Menge schwarzgekleideter Jünglinge und Mädchen, die sich liebkosend um die Alte versammelten. Die Frau selbst schien Zoraiden weit ehrwürdiger und heiliger als zuvor; sie drückte jedes ihrer Kinder an ihr Herz, dann schlossen Alle einen Kreis um die Mutter, und die Alte sang:

„Die ewigen Lichter des Himmels flammen!
Kinder des Unglücks, tretet zusammen,
Weinet Eure stillen Thränen!
Oeffnet Euer verborgnes Sehnen!
Was Eure Tage voll Kummer macht,
Klaget allein der verschwiegnen Nacht!"

Und Alle wiederholten:

„Was unsre Tage voll Kummer macht,
Klagen wir dir nur, verschwiegne Nacht!"

Die Mutter.

Auf und ab am Himmelsbogen
Werden die lichten Sterne gezogen!
Ewige Wandlung im All der Welt!
Haltet, o haltet dem seligen Hoffen
Eure bekümmerten Herzen offen!
Was Euch jetzt so traurig macht,
Endet vielleicht in der nächsten Nacht.

Die Kinder.

Was uns jetzt so traurig macht,
Endet vielleicht in der nächsten Nacht.

Eine sonderbare Wehmuth überfiel Zoraiden, da sie diese Stimmen hörte, die wie Klagetöne aus weiter Ferne zu kommen schienen, und doch so laut und vernehmlich waren. Sie warf sich weinend auf ein Lager von Binsen, das in einem Winkel des Zimmers bereitet stand, und indem sie über den seltsamen Zusammenhang dieser Begebenheiten nachdachte, überraschte sie der Schlaf.

Die Sonne stand hoch, als sie von dem Gesange der Vögel geweckt wurde. Sie lag auf weichem Rasen; nirgends war die Spur von einer Hütte zu sehen. Ihre Kleider waren so durchnäßt, als wenn sie die ganze Nacht unter freiem Himmel zugebracht hätte, und so unmöglich es ihr auch schien, so glaubte sie doch, es sei weiter nichts als ein wunderbarer Traum gewesen, der ihr die Begeben-

heiten der vorigen Nacht lebhaft vorgespiegelt habe. Der Schlaf hatte sie gestärkt, der Morgen wehte frisch und lebendig: alle Furcht war aus ihrem Herzen verschwunden, und alle alten Phantasien und Plane hatten wieder davon Besitz genommen.

Um so bald als möglich aus dem Walde zu kommen, ging sie, ohne einen Weg zu verfolgen, nach der Gegend hin, wo die Bäume lichter zu werden schienen. Schon sah sie freies Feld und in einiger Entfernung ein Dorf; sie eilte darauf zu, aber, o Himmel! ein breiter und schnellfließender Strom lag dazwischen. Verdrießlich über das neue Hinderniß, ging sie am Strome hinauf, ob sie vielleicht eine Brücke oder eine Fuhrt finden würde, aber vergebens! Endlich sah sie am jenseitigen Ufer einen Nachen. Ein Knabe saß darin und plätscherte spielend mit dem Ruder. Zoraide rief, und der Knabe lächelte freundlich und ruderte über den Fluß.

„Willst Du mich wohl übersetzen?"

„Warum nicht, schönes Mädchen, wenn Du Muth hast, Dich mir anzuvertrauen?"

Zoraide stieg ein; der Knabe stieß vom Ufer ab; der Nachen schwamm den Strom hinunter.

„Hinüber sollst Du mich setzen!"

„Ja, warte nur, jenes Ufer ist zu steil, ich will einen bequemen Platz suchen!"

Immer weiter ſchwamm der Nachen hinab, der Strom krümmte ſich wieder in den Wald hinein. Zoraide ward ängſtlich.

„Ich will ſogleich an jenem Ufer gelandet ſein!“ ſagte ſie gebietend.

Der Knabe lachte und ſang:

„Der Wille iſt Dein,
Das Schiffchen iſt mein,
Ich fahre luſtig in Wald hinein!“

„Verwegner Knabe, weißt Du, daß ich Zoraide bin?“

Der Knabe lachte noch lauter und trällerte:

„Im Schiffchen mein
Gilt weder Groß noch Klein,
Müſſen Alle geduldig ſein!“

„Nein, länger ertrag' ich Deinen Muthwillen nicht!“ ſprach ſie zornig und ſprang auf und riß das Ruder aus ſeiner Hand: da brauſten alle Wellen hoch auf, eine ſchreckliche Geſtalt ſtand an der Stelle des Knaben vor ihr; Zoraide ward ohnmächtig, das Ruder entſank ihrer Hand und der Nachen ſchlug um.

Der Prinz Bambu jagte, was er jagen konnte, davon. Wohin? Das war ihm eine unnütze Frage, deren

Entscheidung er seinem Pferde überließ, und dieses treue Thier vermied sorgfältig alle ungebahnten Wege und blieb in der breiten Straße, die nach der Stadt führte. Es würde auch ohne Zweifel erst am Stadtthore mit ihm stillgehalten haben, wenn nicht ein schöner großer Hirsch über den Weg gelaufen wäre, der die Aufmerksamkeit des Prinzen so auf sich zog, daß er Vater, Prinzessin, Flucht, Alles darüber vergaß und mit einem fröhlichen „Hurrah!" querfeldein lenkte und dem Hirsch nachsetzte.

Wie der Wind ging der Weg nach dem Walde, durch das Gebüsch durch, Berg auf und Berg ein, über Graben und Hecken weg, der Hirsch voraus, der Prinz hinterdrein, bis das arme Pferd vor Ermattung nicht weiter konnte, und der Abend schon so weit vorgerückt war, daß weder Hirsch noch Weg mehr zu sehen war. Bambu stieg ab, suchte einen Platz, wo frischer Rasen war, ließ sein Pferd grasen und legte sich ganz wohlgemuth unter einen Baum, um — wie er schon mehrmals gethan hatte — die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Er war eben im Einschlafen begriffen, als er in einiger Entfernung den Hufschlag von Pferden und Menschenstimmen hörte; es schienen Reiter zu sein, die mit einander sprachen.

„Wenn wir nur erst aus dem verdammten Walde heraus wären!" sagte der Eine.

„Ei was!“ verſetzte der Andere, „wir kriegen doch ein ſcheeles Geſicht, daß wir ſie nicht mitbringen!“

„Wie es nur dem armen Prinzeſſel ergehen mag, die ſo mutterſeelen allein in dem Walde ſteckt! Du lieber Gott! wer hätte dem Kinde den Muth zugetraut!“

„Und der Prinz iſt auch fort, und wir haben von Beiden keine Spur!“

„Ei, der Prinz mag ſein, wo er will! Hat er nicht immer mit ſeinem Muthe geprahlt, und kaum hat ihm der Herr König ein hartes Wort geſagt, ſo läuft er davon.“

„Aber bedenkt doch nur, er hat Knall und Fall das Prinzeſſel heirathen ſollen!“

„Ei, das iſt wohl ein großes Unglück! Es iſt doch gewiß ein recht liebes Mädchen, das Prinzeſſel! und nun iſt das arme Kind ſeinetwegen ſo unglücklich!“

„Ihr habt Recht, ſie iſt wohl ſehr zu bedauern! Und der Bambu hat an ihr nicht gehandelt wie ein Prinz oder ehrlicher Rittersmann, ſondern wie ein feiger Knecht, der nur ans Davonlaufen denkt!“

„Ihr Halunken!“ ſchrie Bambu und ſtürzte auf ſie los, aber ſie hatten den Vorſprung und ſprengten mit fürchterlichem Geſchrei davon. Der Prinz fluchte noch einige Zeit hinter ihnen drein, dann warf er ſich wieder unter ſeinen Baum und verſuchte zu ſchlafen; es wollte

ihm aber nicht gelingen. In dem Dinge, wo des Menschen Gedanken ihr Spiel treiben, fühlte er eine so gewaltige Unruhe, daß er sich schlaflos hin- und herwarf. Sein gutes Herz konnte es nicht ertragen, daß Zoraide, deren Entschlossenheit er bewunderte und gegen die er zum ersten Mal eine gewisse Achtung empfand, seinetwegen unglücklich sein sollte, und es war ihm, als sagte ihm eine innre Stimme, diese Leute hätten so Unrecht nicht, und es sei unmännlich von ihm gehandelt, eines Mädchens wegen davonzulaufen. Was sollte er thun? Umkehren konnte er nun einmal nicht, wenn er nicht allen Spott vollends auf sich ziehen wollte. Zoraiden aufsuchen? Sein Herz verlangte es; aber es schien ihm lächerlich, und sein Stolz sträubte sich dagegen. Endlich behielt doch sein gutes Herz die Oberhand. „Ich will sie aufsuchen," sprach er zu sich selbst, „und sie meinem Vater zurückbringen; dann will ich ausziehen und rühmliche Thaten thun, daß ich alle Die beschäme, die über meine Schwachheit triumphiren!"

Am andern Morgen, da kaum der Tag graute, sprang er auf. Er wollte sein Pferd besteigen, aber es war nirgends zu sehen; auch war ihm die Gegend des Waldes, in der er sich befand, völlig unbekannt. In der Hoffnung, sein Pferd wiederzufinden, ging er der Spur desselben nach, und dies führte ihn tiefer und immer

tiefer in ein einsames von Felsen umgebenes Thal, wo nur das Geschrei der Raubvögel, die über den Bergen schwebten, die fürchterliche Stille unterbrach. Er sah die frische Spur seines Pferdes im Sande und hörte neben sich etwas im Holze rascheln; er eilte darauf zu. — Es war ein altes Weib, das dürre Reiser einsammelte.

„Habt Ihr nicht ein Pferd laufen gesehen?" fragte der Prinz.

„Ja," sagte das Weib, „es lief dort am Bache hinunter; aber ich bitte Euch, lieber junger Herr, geht ihm nicht nach!"

„Warum nicht?"

„Ei! in diesem Holze treiben böse Dinge ihr Spiel, und dort unten haust eine grausame Fee!"

„Einfältiges Geschwätz! Glaubt Ihr, ich werde mich vor einem Weibe fürchten?"

„Ihr seid sehr kühn, wenn Ihr den Weibern zu trotzen glaubt!"

„Seid nicht besorgt um mich, gute Alte!" sagte der Prinz und ging rasch am Bache hinunter. Er war noch nicht weit gegangen, so begegnete ihm ein kleiner Knabe.

„Hast Du nicht ein Pferd laufen gesehen?" fragte Bambu wieder.

„Glaubst Du, altes, häßliches Weib, daß ich mich werde abrichten lassen, wie ein Jagdhund?“

Wüthend vor Zorn, schlug sie mit ihrem Stabe auf den Boden, und ein gewaltig großer Riese stieg aus der Erde empor.

„Entwaffne ihn und mache ihn klein!“ schrie das Weib.

„Eher sterben!“ rief Bambu und zog sein Schwert.

Der Kampf begann. Der Riese war dem Prinzen an Kraft unendlich überlegen, aber Bambu war gewandter: er wich seinen fürchterlichen Hieben aus und brachte ihm sogar eine Wunde bei. Das alte Weib ward ungeduldig, daß sich der Kampf nicht schneller entschied, und schlug nochmals mit ihrem Stabe auf den Boden. Da kamen eine Menge kleiner Zwerge aus der Erde herauf und kletterten an dem Prinzen hinauf, und bissen und zwickten ihn, und suchten seine Kraft zu lähmen. Bambu hielt sich für verloren; in der Verzweiflung raffte er noch alle seine Kräfte zusammen, sprang schnell auf die Seite, und führte einen so kräftigen Hieb auf das alte Weib, daß sie laut aufschrie und leblos zu Boden sank. — In demselben Augenblicke erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der Riese und die Zwerge waren verschwunden, und eine Menge Menschen stürzten aus dem Schlosse heraus und umringten den Prinzen, nannten ihn ihren Retter und

Befreier und boten ihm die köſtlichſten Geſchenke an. Bambu war von ſolchen Auftritten kein Freund; er nahm nichts an, ſondern zog nur, um doch ein Siegeszeichen mit ſich zu nehmen, einen kleinen ſchwarzen Ring von dem Finger des Weibes, eilte ſodann in den Stall, fand ſein Pferd und ritt den Weg zurück, den er gekommen war, feſt entſchloſſen, Zoraiden aufzuſuchen oder in dieſem Walde zu ſterben.

Wie die Prinzeſſin zu ſich ſelbſt kam, befand ſie ſich in einer weitläufigen mit hohen Mauern umgebenen Burg, in deren Mitte ein großes Gebäude aufgeführt wurde. Sie ſah eine ungeheure Menge Arbeiter an dem Baue beſchäftigt; Einige bauten auf, Andere riſſen nieder; die Meiſten ſahen froh und ſorgenlos aus und verrichteten ihre Arbeit mit Scherz und Geſang, als wären ſie hier gerade da, wo ſie zu ſein wünſchten; Einige aber waren ſchwarz gekleidet; Schwermuth und Kummer über ein unpaſſendes und unverdientes Schickſal lag auf ihren Mienen, ſie verrichteten ihre Arbeit ſtill vor ſich hin, aber man ſah es ihnen an, daß ſich ihre Gedanken über ihre Geſchäfte erhoben, und ſie blickten oft voll Sehnſucht über die großen Mauern hinüber, die ſie von ihrer Heimath abſonderten. Zoraide erkannte in ihnen jene Geſtalten wieder, die ſie in der Nacht geſehen hatte.

Noch war sie in der Betrachtung aller der Dinge, die sie umgaben, verloren, als der Herr der Burg, ein großer und starker Mann, vor sie hintrat und ihr befahl, mit an dem Baue zu arbeiten. Zoraide erkundigte sich nach dem Plane des Gebäudes, das ihr ziemlich unregelmäßig vorkam, aber der Mann lachte sie aus und sagte: „Was kümmert es Dich? Sand mußt Du fahren und Steine tragen, daß die Maurer arbeiten können, und diese führen ihre Mauern auf, wie es die Aufseher befehlen, und dann wird Alles wieder eingerissen, wenn ich es befehle.“

„Aber dieses zwecklose Arbeiten?“

„Ist eben der Zweck! und geschwind an die Arbeit und sei gutes Muthes! Wenn es Mittag wird, bekommst Du zu essen, und wenn es Abend ist, auch, und dann kannst Du ruhen bis die Sonne wieder aufgeht!“

Zoraide ging weinend an das mühselige Geschäft.

„Arme Schwester,“ sagten die Schwarzgekleideten, „weine nicht! Wenn es Abend wird, gehen wir zu unserer Mutter und ruhen an ihrer Brust, und das stärkt uns wieder und hilft uns auf in dem martervollen Leben!“—

Zoraide hielt sich immer zu ihnen, ungeachtet sie hart gehalten und verspottet wurden, und wenn es Abend ward und die Sterne mit ihren goldnen Augen auf die Erde herunterblickten, ging sie, wie alle die andern Unglücklichen,

zu der Mutter und dachte an ihre schöne Kindheit und an das selige Leben ihrer Jugend, und hoffte auf Befreiung.

Auch Bambu war schon viele Tage den Wald durchstreift, ohne die geringste Spur von ihr zu entdecken; aber je länger er sie suchte, desto größer ward seine Sehnsucht, sie zu finden, und es schien, als ob die Theilnahme an ihrem Schicksal und die Einsamkeit, in der er lebte, seine Rauheit gemildert hätten.

Eines Abends, da er, um seinen Hunger zu stillen, auf einen Berg geklettert war und Beeren suchte, kam er zu einer Höhle, die tief in den Berg hineinging. Sie war trocken und zum Uebernachten bequem; er trug sich frisches Moos hinein und wollte eben sein Nachtlager aufschlagen, als er tief im Hintergrunde derselben ein Licht gewahr ward und einen alten Mann sah, der ein aufgeschlagenes Buch vor sich hatte und zu lesen schien. Vergnügt, endlich wieder einmal einen Menschen zu sehen, ging Bambu auf ihn zu.

„Verzeihe, Vater, daß ich Euch in Eurem Betrachtungen störe!"

„Seid willkommen, Prinz Bambu," versetzte der Greis, „ich habe Euch lange erwartet!"

„Woher kennt Ihr mich?"

„Ich kenne Alle," sagte der Greis lächelnd.

„Kennt Ihr auch Zoraiden?“ fiel Bambu haſtig ein.

„Ihr werdet ſie befreien, und mich mit meinem Weibe wieder ausſöhnen!“

„Iſt ſie bei Euch?“

„Wollte Gott! aber ein fürchterlicher Zauberer hält ſie gefangen!“

„Und Euer Weib?“

„Sonſt erzogen wir unſere Kinder gemeinſchaftlich: ich gab ihnen Stärke und Muth; mein Weib Zartheit und Gefühl, und ſie waren glücklich. Seit mich mein Weib verlaſſen hat, ſind ſie unglücklich. Meine Erziehung macht ſie roh und wild, und ſie werden gehaßt und verfolgt; die ihrige macht ſie zu weich und zu zart, und ſie können dem Zauberer nicht widerſtehen.“

„Ich verſtehe Euch nicht, alter Mann; ſagt mir, wie kann ich Zoraiden befreien?“

„Der Ring, den Ihr an Eurer Hand tragt, war lange Zeit das Werkzeug der Bosheit; benutzt ihn jetzt zu Zoraidens Befreiung.“

Bambu wollte noch mehr fragen, aber der Greis ſchlug das Buch zu und verſchwand. — „Welche ſeltſame Begebenheit!“ ſprach Bambu für ſich. „Alſo dieſer Ring? Habe ich ihn doch nie geachtet!“ — Er zog ihn vom Finger und beſah ihn: es war ein ſchwarzer Stein, in einen goldnen Reifen gefaßt; in ſeiner Mitte ſchien

ein trüber Flecken zu ſein. Bambu rieb ihn an ſeinem Kleide. Auf einmal war es ihm, als hörte er unzählige Stimmen ſprechen. Viele davon waren ihm bekannt, aber er konnte keine deutlich unterſcheiden. Er ſteckte den Ring wieder an, und jetzt hörte er ſeinen Vater, wie er den getreuen Haſſan beſchwor, ihm ſeine Kinder wiederzuſchaffen, und wie der Premier in der Angſt ſeines Herzens wieder vorſchlug, das Orakel der mächtigen Toratina zu befragen. — Kurz darauf hörte er Zoraiden, wie ſie ihr Schickſal beklagte, wie ſie ſich thöricht ſchalt, den Prinzen verſchmäht zu haben, wie ſie ſeinen Namen zärtlich ausrief und ihn beſchwor, ſie zu retten.

„Ja, das will ich, bei Gott, das will ich!“ rief Bambu aus und ſchlug mit geballter Fauſt gegen den Felſen an. Da bewegte ſich auf einmal der ganze Berg; ein pfeifender Wind ſtreifte durch die Höhle, und im Nu ſtand derſelbe Rieſe, mit dem er vor einigen Tagen gekämpft hatte, vor ihm.

Bambu erſchrak. „Ich diene Dir,“ ſagte der Rieſe, „Du haſt gerufen, ſage mir Deine Befehle!“

„Wohlan!“ verſetzte Bambu, „bringe mich zu Zoraiden.“

„Wenn der Tag erwacht,“ ſagte der Rieſe, „bringe ich Dich zu ihr!“

Traurig, daß von einem Tage zum andern ihre Erwartung getäuscht wurde, war Zoraide wieder an ihre mühselige Arbeit gegangen; sie verrichtete sie bloß maschinenmäßig, indeß sie mit den Gedanken auf den Flügen ihrer Heimath umherschweifte. Da hörte sie auf einmal ein Geräusch außerhalb der Burg; die Ketten an der Zugbrücke wurden gewaltsam niedergerissen, und ein junger Ritter trat herein und näherte sich ihr.

„Ist es möglich, Zoraide?"

„Ach, Prinz!" rief sie, und die Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Wie hab' ich Sie gesucht!"

„Was hab' ich gelitten, seit ich aus dem Hause des Vaters bin!"

„Ist es möglich! solche niedrige Arbeiten?"

„Ach, Bambu, retten Sie mich!"

Bambu war heftig gerührt; er schlang seinen Arm um sie, nahm das Schwert in seine Rechte und führte sie nach dem offenen Thore. In demselben Augenblicke kam der Herr der Burg mit allen seinen Dienern und stürzte auf den Prinzen los und riß Zoraiden aus seinen Armen, aber Bambu kämpfte wie ein ergrimmter Löwe; ohne zu fragen, wie viel gegen ihn waren, bahnte er sich einen Weg zu Zoraiden. Die Prinzessin war dem Zauberer zu Füßen gefallen und rang die Hände. Der Unerbittliche

ſpottete ihrer Thränen. „Aus meiner Gewalt,“ ſagte er höhniſch, „kann Dich kein Menſch befreien!“

„Aber ich!“ tönte eine Stimme aus den Wolken.

„Und ſiehe! Toratina, die Mächtige, ſchwebte herab, und leblos ſtarrte ſie der ganze Haufe an. Der Prinz beugte ſein Knie vor ihr, und ſie legte lächelnd Zoraidens Hand in die ſeinige, und verſetzte ſie im Nu zu der heiligen Quelle in ihrem Garten, wo eben der gute König von Ix mit ſeinem getreuen Haſſan angekommen war, um das Orakel über das Schickſal ſeiner Kinder zu befragen. Der alte König weinte wie ein Kind, und der Premier hatte einen ſo freudigen Schreck, daß ihm zum erſten Male in ſeinem Leben die Worte fehlten.

Aber die Harfe im Bache ſang:

Wie des Bächleins Wellen mit Krümmen
Ueber Blumen und Kies und Geſtein
Hinab- und hinunterſchwimmen,
Ins weite Meer hinein:
Alſo, du Kind der Erde,
Zwiſchen Luſt und zwiſchen Beſchwerde,
Von Einem geſtoßen zum Andern
Nach deinem Grabe mußt wandern!

Des Lebens Rauſch, der Jugend Wahn
Lacht dich nur einmal freundlich an,

Des Stolzes Triebe
Führen dich ab vom Wege der Liebe;
Aber das Leben ergreift dich kalt und stumm,
Du siehst nach Gefährten und Freunden dich um,
Dann naht sich dir liebend die Bruderhand,
Ach, so lange verkannt!
Und du fühlst es in deiner erweichten Brust:
Nur Liebe giebt Frieden, nur Liebe giebt Lust!

Biographie eines Engels.

Ein Bruchstück.

Ich wohnte in Neapel auf der Strada del Gigante; meine Wohnung war eine der angenehmſten der Stadt; aus meinen Zimmern hatte ich die Ausſicht über den Golf. Ich war fleißig. Während der acht Monate, die ich mich in Rom aufgehalten hatte, war eine gewaltige Veränderung mit mir vorgegangen, und ich brauchte Zeit und anhaltendes Studium, um die Eindrücke, die ich dort empfangen hatte, zu ordnen und meinen Geiſt, der durch die Wunder der Kunſt aufgeregt worden war, wieder zu einer ruhigen Thätigkeit zu gewöhnen.

Ich führte Skizzen aus, die ich in Rom entworfen hatte, und ſuchte dadurch meine ungebundene Phantaſie zu den Regeln der Kunſt, dem einzigen Wege, der zur Schönheit führt, zurückzubringen. Aber wenn ich an die unſterblichen Werke Raphaels zurückdachte, wenn ich im

Geiſte die Logen des Vatikans betrat, die ſein hohes Talent geheiligt hat, dann warf ich muthlos Pinſel und Palette weg, und nichts konnte mich in dem drückenden Gefühle meines Unvermögens erheitern, als der Anblick der Natur, die mit allen den unausſprechlichen Reizen, womit ſie dieſes Feenland geſchmückt hat, vor mir dalag.

Wenn ſich mein Blick auf dem herrlichen Meere wiegte, das Griechenland und Italien mit ſeinen Wellen beſpült, oder wenn mein Auge die Dampfwolken des Veſuvs bis in das ewig heitere Azur des Himmels verfolgte, dann war es mir, als thäte ich einen Blick in die Unendlichkeit, und das gab mir wieder Muth und Selbſtvertrauen. Es war die ſchönſte Zeit meines Lebens.

Ich glaube, ich würde mich ſo bald nicht entſchloſſen haben, Neapel zu verlaſſen, wenn ich mich an den unerträglichen Lärm auf den Straßen und an die noch unerträglichern Beſuche ultramontaniſcher Kunſtkenner hätte gewöhnen können. Zweimalhunderttauſend Menſchen ſehen den Tag über die Straßen von Neapel für ihren Wohnort, und wenigſtens Vierzigtauſend auch für ihr Quartier an; die Handwerker haben ihre Werkſtätte aufgeſchlagen und die Müßiggänger ihre Kaffeetiſche. Das Getöſe der Wagen und Pferde wird von mehreren Tauſend Stimmen verſchlungen, die ſich um die Wette vereinigen, das harmoniſche Ohr des Neapolitaners zur Verzweiflung zu brin-

gen. Dieser tobende Lärm störte die einsame Stille meines Zimmers und riß meine Gedanken unwillkürlich von der Arbeit weg.

Ich hatte einige fertige Gemälde bei mir, die ich zur Lebensnahrung und Nothdurft verkaufen mußte, und das zog mir eine Menge Besuche zu, die mir meine Zeit raubten und oft meine Galle in Bewegung setzten. Es waren größtentheils vornehme Reisende, die eine bemalte Leinwand aus Italien nach Hause bringen wollten, um mit einer wichtigen Miene sagen zu können: „Das Stück habe ich selbst in Neapel gekauft!" Die Deutschen waren mir am meisten willkommen, ungeachtet sich meine Börse keinen sonderlichen Gewinn von ihnen versprechen konnte. Bescheidenheit war immer ein Hauptzug in dem Charakter dieser Nation. Wenn der Deutsche keine Kunstkenntniß besitzt, so affektirt er sie wenigstens nicht; und die Bemerkungen ihrer Kenner sind gründlich und durchdacht. Der Franzose hingegen lobte mich unverschämt ins Gesicht und brach in enthusiastische Phrasen aus, durch welche er meinen Gemälden zwar keinen Werth, aber wohl seiner eigenen Person eine große Bedeutung geben wollte. Am unausstehlichsten, aber, leider! auch am unentbehrlichsten sind die Besuche der Engländer. Sie treten in das Zimmer des Künstlers mit demselben Geradezu, wie in ihre Pferdeställe; sie berechnen die Schönheit eines Kunst-

Geiſte die Logen des Vatikans betrat, die ſein hohes Talent geheiligt hat, dann warf ich muthlos Pinſel und Palette weg, und nichts konnte mich in dem drückenden Gefühle meines Unvermögens erheitern, als der Anblick der Natur, die mit allen den unausſprechlichen Reizen, womit ſie dieſes Feenland geſchmückt hat, vor mir dalag.

Wenn ſich mein Blick auf dem herrlichen Meere wiegte, das Griechenland und Italien mit ſeinen Wellen beſpült, oder wenn mein Auge die Dampfwolken des Veſuvs bis in das ewig heitere Azur des Himmels verfolgte, dann war es mir, als thäte ich einen Blick in die Unendlichkeit, und das gab mir wieder Muth und Selbſtvertrauen. Es war die ſchönſte Zeit meines Lebens.

Ich glaube, ich würde mich ſo bald nicht entſchloſſen haben, Neapel zu verlaſſen, wenn ich mich an den unerträglichen Lärm auf den Straßen und an die noch unerträglichern Beſuche ultramontaniſcher Kunſtkenner hätte gewöhnen können. Zweimalhunderttauſend Menſchen ſehen den Tag über die Straßen von Neapel für ihren Wohnort, und wenigſtens Vierzigtauſend auch für ihr Quartier an; die Handwerker haben ihre Werkſtätte aufgeſchlagen und die Müßiggänger ihre Kaffeetiſche. Das Getöſe der Wagen und Pferde wird von mehreren Tauſend Stimmen verſchlungen, die ſich um die Wette vereinigen, das harmoniſche Ohr des Neapolitaners zur Verzweiflung zu brin-

gen. Dieser tobende Lärm störte die einsame Stille meines Zimmers und riß meine Gedanken unwillkürlich von der Arbeit weg.

Ich hatte einige fertige Gemälde bei mir, die ich zur Lebensnahrung und Nothdurft verkaufen mußte, und das zog mir eine Menge Besuche zu, die mir meine Zeit raubten und oft meine Galle in Bewegung setzten. Es waren größtentheils vornehme Reisende, die eine bemalte Leinwand aus Italien nach Hause bringen wollten, um mit einer wichtigen Miene sagen zu können: „Das Stück habe ich selbst in Neapel gekauft!" Die Deutschen waren mir am meisten willkommen, ungeachtet sich meine Börse keinen sonderlichen Gewinn von ihnen versprechen konnte. Bescheidenheit war immer ein Hauptzug in dem Charakter dieser Nation. Wenn der Deutsche keine Kunstkenntniß besitzt, so affektirt er sie wenigstens nicht; und die Bemerkungen ihrer Kenner sind gründlich und durchdacht. Der Franzose hingegen lobte mich unverschämt ins Gesicht und brach in enthusiastische Phrasen aus, durch welche er meinen Gemälden zwar keinen Werth, aber wohl seiner eigenen Person eine große Bedeutung geben wollte. Am unausstehlichsten, aber, leider! auch am unentbehrlichsten sind die Besuche der Engländer. Sie treten in das Zimmer des Künstlers mit demselben Geradezu, wie in ihre Pferdeställe; sie berechnen die Schönheit eines Kunst-

werks wie den Kours ihrer Banknoten; sie wissen, daß Alles feil ist, und behandeln Alles wie feile Waare; sie können mit ihrem Golde Menschen erkaufen, so viel sie wollen, Gewissen, so viel sie brauchen, was könnte ihnen noch ehrwürdig sein? Trotzig ziehen sie ihre vollen Börsen, zählen den geforderten Preis auf und eilen davon, ohne das nasse Auge des Künstlers zu bemerken, der mit schwerem Herzen von seinem Lieblinge Abschied nimmt.

Der Maler ist unter allen Künstlern am übelsten dran; er hat in einem feierlichen Augenblicke ein schönes Bild der Phantasie empfangen, er hat es in vielen schweren und mühsamen Stunden geboren und erzogen, und jetzt, wenn es vollendet ist, wenn er ihm Leben und Wirklichkeit gegeben hat, muß er sich davon trennen, ohne es vielleicht je wiederzusehn.

Ein junger Lord mit einem aufgeblasenen dummen Gesichte hatte mir einen Johannes abgekauft, den ich in Florenz gemalt hatte. Ich bot das Bild noch einmal so theuer, um es nicht in seine Hände kommen zu lassen, aber er zahlte ohne Widerrede das Verlangte, rollte es zusammen und trug es fort, wie ein Stück Waare aus dem Laden. Da stand ich nun, sah ihm mit bitterer Empfindung nach. Ich hatte eine edle Gestalt, voll Seelengröße und innerer Vollendung gemalt, und sie jetzt an die erbärmlichste Gestalt unter dem Monde verkauft.

Jahrelang hatte das Bild dieses Johannes vor meiner Seele gestanden, seit Monaten hatte es, im Rahmen gespannt, vor mir gehangen, hatte mir in mißvergnügten Stunden Heiterkeit, in gedankenleeren Gedanken gegeben, und jetzt trug es ein Mensch fort, um es, mit prächtigem Rahmen verziert, wie ein kostbares Meuble in den Spielzimmern seines Hauses aufzustellen. Ich wog das Gold in meiner Hand, und der Gedanke tröstete mich, daß ich nun beinahe auf ein Jahr dieser Seelenkäuferei überhoben wäre.

Ich beschloß, die Stadt mit ihren Alltagsgesichtern zu verlassen und auf irgend einem abgeschiedenen Winkel dieses Paradieses mir und meiner Phantasie zu leben. Ich packte meine Habseligkeiten zusammen; wohin? wußte ich freilich noch nicht; aber gebt mir Freiheit, Ruhe und schöne Natur, so ist mir jeder Ort gleich, und ich bin das sorgloseste fröhlichste Wesen auf der Welt. Darin war ich mit mir einig, daß ich zum südlichen Thore hinausfahren wollte.

Abends ging ich in die Academia dei cavalieri, die wenige Häuser von meiner Wohnung ihren Versammlungsort hat. Ich wollte von meinen Bekannten Abschied nehmen, und hoffte von ihnen Empfehlungsbriefe zu einer Reise in die südlichen Provinzen zu erhalten. Die Akademie war nicht zahlreich, aber ich traf meinen vortreff-

lichen Valorini mit seiner Familie. Ich drückte ihm die Hand für alle die herzlichen Stunden, die ich in seinem Hause genossen hatte, und sagte ihm mit zwei Worten, daß ich fort wollte, weil ich Geld hätte, und daß ich zurückkommen würde, wenn ich wieder arm wärt. Er meinte freilich, es sei gegen alles gute Herkommen, die Stadt mit vollem Beutel zu verlassen und mit leerem wieder aufzusuchen; aber kann ich dafür, daß ich nun einmal nicht dazu tauge, den gewöhnlichen Schlendrian des Lebens hinzugehen?

Um mich wenigstens nicht ganz aus den Augen zu verlieren, schlug er mir vor, eine leerstehende Villa hinter Portici zu beziehen. „Sie wünschen Stille und Abgeschiedenheit," sagte er, „und ich kann Ihnen versichern, sie ist Beides in so hohem Grade, daß für den Orden La Trappe, wenn er anders in unserm Klima fortkommen könnte, kein abgeschiedenerer Ort ausfindig zu machen wäre. Seit zehn Jahren hat sie keinen Bewohner gehabt, als einen alten Aufseher...."

„Aber die Lage," fiel ich ein.

„Dicht am Fuße des Vesuv, hinter sich die Stadt und den Pausilipp, vor sich die ganze Uebersicht des Golfs, die Inseln Capri, Nisita, Ischia, das Vorgebirge Massa und die Bergkette von Salerno...."

Am andern Tage war ich in der Villa. Ich stellte meine Staffelei auf, spannte meine Arbeiten in Rahmen, schnürte mein Felleisen auf, und, siehe da! ehe eine Stunde verging, war ich völlig eingerichtet. Ich besah nun meine Wohnung genauer, und je mehr ich sie in Augenschein nahm, desto mehr gefiel sie mir. Auf der rechten Seite hängt sie durch Gärten mit Portici und Resina zusammen; auf der linken hat sie ein kleines, aber gutgebautes Bauerhaus zur Nachbarschaft, das ein Armenier, wie man mir sagt, bewohnen soll. Ein alter, ehrlicher Graukopf und seine Nichte sind die einzigen lebendigen Seelen, die mich umgeben; das Mädchen lächelt mich, trotz ihrer brennend schwarzen Augen, so freundlich an, wie eine Wienerin, und der Alte macht früh und Abends meinen Bedienten, zu Mittage meinen Wirth und in müßigen Stunden meinen Gesellschafter. Meine Meublen sind unstreitig die lächerlichsten Antiken in ganz Portici; der Geschmack, in welchem sie gearbeitet sind, ist so gedreht und geziert wie die Trauerspiele unter dem unsterblichen vierzehnten Ludwig, und die Zeit, die keine matte Vergoldung leiden kann, hat auch die ihrige weggenommen und nur einen braunen Rand übrig gelassen; aber das Alles gefällt mir, weil es zu dem Ganzen paßt. Ich will nun einmal das Moderne vergessen.

Unter mir liegt eine große Stadt *) mit einer Menge ehemals thätiger und gewerbfleißiger Einwohner begraben; mich umgiebt eine blühende Natur, die mitten in ihren gesegneten Fluren mit Verderben droht und vielleicht in der nächsten Minute mich und die ganze herrliche Gegend vernichtet; um mich herum sind Tische und Stühle, auf denen weiland große und angesehene Männer arbeiteten und ausruhten, bis sie die Zeit in das Bette der Gleichheit hinabwarf, und ich sitze mitten unter den Denkmälern der Vergänglichkeit und male die Gestalten meiner Phantasie, sorglos wie ein Kind, das auf den Ruinen seiner väterlichen Hütte mit Blumen spielt. Was kümmert es mich, daß der Mensch und das Werk seiner Hände wie Schattenbilder vergeht, Eins ist ewig, die Schönheit, und Eins ist unsterblich, des Menschen Geist!

Ich war heute mit meinem alten Paul in das verschüttete Herkulanum hinabgestiegen; wir gingen mit Fackeln in das ehemalige Forum, und Paul meinte, es müßte doch eine schöne Zeit gewesen sein, da die Gerechtigkeit in einem so großen luftigen Raume ihre Sitze aufschlagen durfte.

---

*) Ein Theil von Portici steht über der alten verschütteten Stadt Herkulanum.

Der ehrliche Greis ward warm und polterte so Manches heraus, was man im Neapolitanischen Gebiete vielleicht nirgends, als in den Gräbern von Herkulanum, sich ins Ohr sagen darf. Ich lächelte und schwieg; wenn eine große Vergangenheit den Geist des Menschen emporhebt, dann hat er kein Auge für die Gegenwart mit ihren Leiden und ihren Freuden. Ich war in den Orkus hinabgestiegen, was kümmerte mich das kindische Treiben der Oberwelt!

In einer ernsten Stimmung kam ich wieder nach Hause. Der Pausilipp und Vesuv glänzten in den letzten Strahlen der Sonne, aber auf dem Meere lag das Abendroth, der Sirius warf einzelne Strahlen und der Flammengurt des Orions schwebte empor. So zogen einst die Gestirne über das glückliche Herkulanum herauf, sie beleuchteten die Opfer jener Götter, die Leben, Freude und Ueberfluß bezeichneten, und scheinen jetzt in die schmutzige Zelle des Mönchs, der vor dem Bilde des Jammers seine Gebete abzählt. —

Ach warum ist der Mensch verdammt, den Stempel seiner Zeit an sich herumzutragen und allen Werken seines Geistes aufzudrücken! Wo ist der Gelehrte, dessen Schriften, der Künstler, dessen Werke nicht die Denkungsart und der Geschmack seines Zeitalters hervorgebracht hätte! Seht nicht stolz auf uns herab, ihr erhabenen

lichen Valorini mit seiner Familie. Ich drückte ihm die Hand für alle die herzlichen Stunden, die ich in seinem Hause genossen hatte, und sagte ihm mit zwei Worten, daß ich fort wollte, weil ich Geld hätte, und daß ich zurückkommen würde, wenn ich wieder arm wäre. Er meinte freilich, es sei gegen alles gute Herkommen, die Stadt mit vollem Beutel zu verlassen und mit leerem wieder aufzusuchen; aber kann ich dafür, daß ich nun einmal nicht dazu tauge, den gewöhnlichen Schlendrian des Lebens hinzugehen?

Um mich wenigstens nicht ganz aus den Augen zu verlieren, schlug er mir vor, eine leerstehende Villa hinter Portici zu beziehen. „Sie wünschen Stille und Abgeschiedenheit," sagte er, „und ich kann Ihnen versichern, sie ist Beides in so hohem Grade, daß für den Orden La Trappe, wenn er anders in unserm Klima fortkommen könnte, kein abgeschiedenerer Ort ausfindig zu machen wäre. Seit zehn Jahren hat sie keinen Bewohner gehabt, als einen alten Aufseher...."

„Aber die Lage," fiel ich ein.

„Dicht am Fuße des Vesuv, hinter sich die Stadt und den Pausilipp, vor sich die ganze Uebersicht des Golfs, die Inseln Capri, Nisita, Ischia, das Vorgebirge Massa und die Bergkette von Salerno...."

Am andern Tage war ich in der Villa. Ich ſtellte meine Staffelei auf, ſpannte meine Arbeiten in Rahmen, ſchnürte mein Felleiſen auf, und, ſiehe da! ehe eine Stunde verging, war ich völlig eingerichtet. Ich beſah nun meine Wohnung genauer, und je mehr ich ſie in Augenſchein nahm, deſto mehr gefiel ſie mir. Auf der rechten Seite hängt ſie durch Gärten mit Portici und Neſina zuſammen; auf der linken hat ſie ein kleines, aber gutgebautes Bauerhaus zur Nachbarſchaft, das ein Armenier, wie man mir ſagt, bewohnen ſoll. Ein alter, ehrlicher Graukopf und ſeine Nichte ſind die einzigen lebendigen Seelen, die mich umgeben; das Mädchen lächelt mich, trotz ihrer brennend ſchwarzen Augen, ſo freundlich an, wie eine Wienerin, und der Alte macht früh und Abends meinen Bedienten, zu Mittage meinen Wirth und in müßigen Stunden meinen Geſellſchafter. Meine Meublen ſind unſtreitig die lächerlichſten Antiken in ganz Portici; der Geſchmack, in welchem ſie gearbeitet ſind, iſt ſo gedreht und geziert wie die Trauerſpiele unter dem unſterblichen vierzehnten Ludwig, und die Zeit, die keine matte Vergoldung leiden kann, hat auch die ihrige weggenommen und nur einen braunen Rand übrig gelaſſen; aber das Alles gefällt mir, weil es zu dem Ganzen paßt. Ich will nun einmal das Moderne vergeſſen.

Unter mir liegt eine große Stadt *) mit einer Menge ehemals thätiger und gewerbfleißiger Einwohner begraben; mich umgiebt eine blühende Natur, die mitten in ihren gesegneten Fluren mit Verderben droht und vielleicht in der nächsten Minute mich und die ganze herrliche Gegend vernichtet; um mich herum sind Tische und Stühle, auf denen weiland große und angesehene Männer arbeiteten und ausruhten, bis sie die Zeit in das Bette der Gleichheit hinabwarf, und ich sitze mitten unter den Denkmälern der Vergänglichkeit und male die Gestalten meiner Phantasie, sorglos wie ein Kind, das auf den Ruinen seiner väterlichen Hütte mit Blumen spielt. Was kümmert es mich, daß der Mensch und das Werk seiner Hände wie Schattenbilder vergeht, Eins ist ewig, die Schönheit, und Eins ist unsterblich, des Menschen Geist!

Ich war heute mit meinem alten Paul in das verschüttete Herkulanum hinabgestiegen; wir gingen mit Fackeln in das ehemalige Forum, und Paul meinte, es müßte doch eine schöne Zeit gewesen sein, da die Gerechtigkeit in einem so großen luftigen Raume ihre Sitze aufschlagen durfte.

---

*) Ein Theil von Portici steht über der alten verschütteten Stadt Herkulanum.

Der ehrliche Greis ward warm und polterte so Manches heraus, was man im Neapolitanischen Gebiete vielleicht nirgends, als in den Gräbern von Herkulanum, sich ins Ohr sagen darf. Ich lächelte und schwieg; wenn eine große Vergangenheit den Geist des Menschen emporhebt, dann hat er kein Auge für die Gegenwart mit ihren Leiden und ihren Freuden. Ich war in den Orkus hinabgestiegen, was kümmerte mich das kindische Treiben der Oberwelt!

In einer ernsten Stimmung kam ich wieder nach Hause. Der Pausilipp und Vesuv glänzten in den letzten Strahlen der Sonne, aber auf dem Meere lag das Abendroth, der Sirius warf einzelne Strahlen und der Flammengurt des Orions schwebte empor. So zogen einst die Gestirne über das glückliche Herkulanum herauf, sie beleuchteten die Opfer jener Götter, die Leben, Freude und Ueberfluß bezeichneten, und scheinen jetzt in die schmutzige Zelle des Mönchs, der vor dem Bilde des Jammers seine Gebete abzählt. —

Ach warum ist der Mensch verdammt, den Stempel seiner Zeit an sich herumzutragen und allen Werken seines Geistes aufzudrücken! Wo ist der Gelehrte, dessen Schriften, der Künstler, dessen Werke nicht die Denkungsart und der Geschmack seines Zeitalters hervorgebracht hätte! Seht nicht stolz auf uns herab, ihr erhabenen

Geister der alten Welt! ihr lebtet unter einer schönern Sonne, eure Genien wurden unter einem freundlichern Himmel großgezogen, ihr mußtet das werden, was ihr wurdet. Eure Künstler erheben sich zu unerreichbaren Mustern der Nachwelt, aber ging nicht damals die Religion mit der Kunst Hand in Hand? In jener schönern Zeit erhob man sich durch die Betrachtung erhabener Kunstwerke zu dem Gedanken aller Vollkommenheit und Größe, und da erwachten eure Phidias und Praxiteles, wie in spätern Zeiten unsere Raphaels und Correggio's, jetzt ruft man leere Worte aus, oder kniet vor schlechten Bildern, welches einerlei ist; in jener schönen Zeit baute man heitere Tempel für freundliche Götter, die Gerechtigkeit ging an der Hand der Freiheit, und da stiegen eure Marmorsäulen empor und trugen den Portikus des Tempels und die Hallen des Forums, jetzt brauchen wir finstere Tempel für finstere Götter, und enge Rathhäuser für eine engherzige Gerechtigkeit; in jener seligen Zeit, wo Freude Gottesdienst, und Tapferkeit und Tugend das höchste Lob war, da rauschten die Gesänge eurer Dichter im stolzen feierlichen Fluge, jetzt schmeicheln sie bei den Gastmälern der Verschwender, betteln um die Börsen der Reichen und fröhnen den geschmacklosen Launen der Menge! Ach, wir armen Künstler der jetzigen unfruchtbaren Tage, wir fühlen das wohl, was uns fehlt, und sehnen uns nach

einer wärmern Sonne, aber das Leben verfliegt mit unsern Wünschen, und der Zeiger am Rade der Zeit rückt vorwärts, aber zu langsam für die Spanne Tage eines Menschenlebens.

Die Dämmerung ward Nacht, die Wolkensäule des Vesuvs hatte sich zur Feuersäule verwandelt, der Orion stand höher am Himmel und das Siebengestirn an seiner Seite; ein sanfter Wind kräuselte die Wolken des Golfs und spielte mit den Lorberblättern vor meinem Fenster. Auf einmal erklang im Garten neben mir eine Guitarre, und eine schöne männliche Stimme sang:

Mir lächelte die Welt,
Ich pflückte ihre Blumen,
Ich klimmte ihre Berg' empor,
Und breitete vom hohen luftigen Gipfel
Die Arme liebend aus.

Ach, aber ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wo werd' ich finden, was ich suche?"

Ich sank in Freundes Arm,
Ich nannt' ihn zärtlich Bruder!
An seinem Busen flossen meine Thränen,
An seinem Herzen schwieg mein Gram!

Der Tod zerriß den Bund vertrauter Seelen,
Das Grab verschlang mein Leben und mein Glück —

Und ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wenn werd' ich finden, was ich suche?"

Die Liebe trat zu den Verlaßnen,
Die Liebe sprach: „ich helfe dir!"
Und fest umschlang mit zarten Armen
Ein ewig theures Wesen mich.
Du schönes Licht in meiner Nacht!
Mein Engel in der Lebenswüste,
Du schwandest wie ein Traumgesicht!
Und ein unendlich Sehnen zog
Zu einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Ich finde nimmer, was ich suche!"

Der Sturm, der tief das Herz bewegt,
Wenn endet er?
Die Sehnsucht, die verlassen weint,
Wenn findet sie?

In stiller Nacht bei Sternenschein
Kommt Ruh' in meine Seele;
Gott schrieb des Glaubens Flammenschrift,
Der Hoffnung tröstungsvolle Worte

An das Gewölbe seiner Nacht!
Dort ist die Gegend, wo hinauf
Mich rastlos ein unendlich Sehnen zieht!
Dort werd' ich finden, was ich suche. —

„Haben Sie den Armenier gehört?" trat Paul herein.

„Aber wer ist der Armenier?"

„Das weiß kein Mensch, er lebt still vor sich hin, baut seinen Garten, lebt von den Früchten seiner Bäume und spielt auf der Guitarre."

„Woher weißt Du, daß er ein Armenier ist?"

„Je nun, ein Christ *) ist er nicht; er hört keine Messe, betet keinen Rosenkranz, und wenn die Sonne aufgeht, so kniet er auf einen Hügel in seinem Garten und breitet die Arme nach ihr aus. Unter uns gesagt, Signor, er ist," auf den Kopf deutend, „hier nicht recht richtig." —

„Ich muß den interessanten Menschen kennen lernen."

„Ja, das wird nicht so leicht sein; er spricht mit Niemand als mit Kindern; wie meine Nani noch klein war, hat er ihr oft Blumen und Früchte aus seinem Garten geschenkt.

*) Der gemeine Neapolitaner kennt keinen Unterschied zwischen Christenthum und Katholizismus.

Ich habe ihn gesehen; er ging hinter den Gärten nach dem Walde zu. Ich folgte ihm. Sein Gang war, ungeachtet seines Alters, lebhaft; er hat den schönsten Pauluskopf, den ich je gesehen habe; auf seinem Gesicht war freundlicher Ernst und kindliche Gutmüthigkeit verbreitet; aus seinem großen schwarzen Auge blickte erhabene Schwärmerei. Ich machte schnell einen Umweg, um eher in den Wald zu kommen und ihm zu begegnen; er hatte einen Fußsteig gewählt, der zu einer schroffen Felsenwand hinführt; ich sprang den Berg hinauf und setzte mich auf eine Rasenbank, die ich unter einer schattigen Pinie fand; er kam langsam, denn das Bergsteigen schien ihm beschwerlich zu sein, auf mich zu, ging bei mir vorüber und erwiederte stillschweigend, aber mit einer herzlichen Miene meinen Gruß.

„Signor," rief ich, „der Weg führt an einen jähen Abgrund, Ihr seid alt und habt vielleicht Schwindel!" — Er wendete sich um und sagte, „sei ruhig, guter Mensch, ich gehe diesen Weg täglich." — „Vielleicht ist diese Bank Euer Ruheplatz, wenn Ihr den Berg erstiegen habt; setzt Euch, ehrwürdiger Greis, ich will Euch nicht stören." — Er schwieg, und ich entfernte mich.

Paul meint, ich müsse ihm sehr gefallen haben, daß er diese wenigen Worte mit mir gesprochen habe.

Meine Neugierde und noch mehr jener Sinn für das

Mystische, der allen feurigen Seelen eigen ist, war geweckt, — ich suchte ihn mehr auf, als vorher; aber, ich weiß nicht, war es Zufall oder Absicht, es vergingen mehrere Tage, wo ich ihn weder im Garten noch auf seinem Spaziergange sah. Eines Abends hörte ich seine Guitarre unter den Bäumen, ich ergriff die Flöte, öffnete das Fenster und phantasirte; er schien mir aufmerksam zuzuhören, wenigstens bemerkte ich, daß er sich auf eine Bank setzte, die meinem Fenster nahe war. Wie ich geendet hatte, that er einige Griffe auf der Guitarre, gleichsam als wollte er mir den Nachhall meiner Phantasien zurückschicken, dann ging er.

Einsam — schreibt man mir — wär' ich? Was doch die Menschen für lächerliche Meinungen von der Einsamkeit haben! Kann auch ein heller Mensch einsam sein? — Die Gestalten der Vorwelt umschweben mich zu Tausenden — an den kahlen ausgewitterten Felsen dieses Erdwinkels steht die Geschichte der Natur geschrieben; auf den blühenden Fluren dieses Paradieses lese ich die Begebenheiten vergangener Tage, und die Sonne der Zukunft steht über den eingesunkenen Gräbern der alten Heroen!

O, dieses Gehen und Kommen! Diese unaufhörliche Wandlung der Gestalten!

Die Natur hat ihre Göttlichkeit vor meinen Augen entschleiert — und ich soll einsam sein? — Wohl mir! daß ich mit einer großen vollen Seele in ihre Fülle hineintreten kann, ohne daß mich ein kleiner Empfindler, der mit dem Zephyr spricht und beim Gemurmel der Quelle seufzt, in der Andacht meiner Betrachtungen stört.

Mich entzückt das Einzelne nur in der Verschlingung des Ganzen, in jedem Funken ahne ich die Flamme, in jedem Tropfen das Meer, und wenn ich dann sehe, wie das Verschiedene zu Einem schönen Ganzen zusammenwirkt, wie der ewige Streit der Kräfte die ewige Ruhe nie unterbricht, wie die Unendlichkeit über dem Endlichen schwebt — dann erhebt sich mein Geist von dem ganzen All, das vor ihm daliegt, zu der unbekannten Sonne, die es hervorrief!

Arbeiten kann ich selten, aber Pläne zu neuen Arbeiten strömen auf mich zu, — meine Phantasie ist üppig, wie das Land, in dem ich athme! Selige Augenblicke, wenn der Blitz des Genies ein noch nie gesehenes Bild der Phantasie erhellt! — Aber welche beschwerliche Reise von der Idee zur Darstellung, und hat man sie vollendet — was ist's? Götter stehen vor unserer Seele, und Pigmäen sind das Werk unserer Hände! Das Materielle hängt an dem Geistigen und zieht es herab, und der

Mensch schwankt zwischen der Geisterwelt und der Thierheit — ein unseliges Mittelding!

Der Armenier saß heute wieder unter der Pinie. Er sah mich nicht, aber ich betrachtete ihn lange. Dieser seltene Mensch hat etwas wunderbar Anziehendes für mich. Eine Menge Kinder waren um ihn herum, und er blickte mit seinem ehrwürdigen grauen Haupte so freundlich auf sie herab — daß ich das Original von Simeon zu sehen glaubte, wie ihn Guido gemalt hat. — Aber warum flieht er die Menschen? Hat er aus den Stürmen des Schicksals sein edles, menschenfreundliches Herz gerettet, und sucht er diesen kostbaren Schatz vielleicht nur dadurch zu bewahren, daß er die Menschen flieht?

Trübe Wolken jagten am Himmel hin, ein schneidender Wind wehte über das Meer, ich wollte auf dem Zimmer bleiben und arbeiten. Die Beleuchtung der See war trefflich, Licht und Schatten flogen in langen Streifen über die schäumenden Wellen hin. Ich suchte eine Skizze hervor, die lange liegengeblieben war; Orpheus, wie er am Acheron steht, voll Erwartung, seine liebe Gestorbene wiederzusehen. Ich hatte immer keinen Tag finden können, um daran fortzuarbeiten; der italienische Himmel erinnert zu sehr an die Oberwelt, und die nächtliche

„Schweigt davon, ehrwürdiger Greis,“ erwiederte ich, „habe ich dadurch Eure Liebe erworben, so ist meine That schon belohnt.“

Er küßte mich auf die Stirne und sagte: „Wer ein Bäumchen aufrichtet, das der Sturm gebogen hat, wer ein Saamenkorn mit Erde bedeckt, wer das Leben eines Kindes vom Tode rettet, der hat mehr Verdienste um die Nachwelt, als Tausende, deren Namen die Geschichte nennt.“

„Schon lange sehne ich mich, Euch näherzukommen, Eure offene freundliche Miene flößt mir Zutrauen ein, Eure Verschlossenheit hat meine Neugierde geweckt, darf ich fragen, wer Ihr seid?“

Er sah mich forschend an; da ich ihm aber mit heiterer Stirne ins Auge blickte, so bog er sich lächelnd zu mir herüber und sagte leise: — „Ich bin ein Engel!“ — Ich prallte zurück, er bemerkte mein Erstaunen, aber er fuhr fort: „Da mir Gott mein Liebstes genommen hatte, da tröstete er mich!“

„Würdigt mich Eures Zutrauens, guter Vater, und erzählt mir Eure Geschichte.“

„Meine Geschichte? Es sind viele Jahre vergangen, und ich habe mit keinem Menschen über mich selbst gesprochen. Die Geschichte meines Lebens ist nur ein kur-

dischen Traum seit jenem feierlichen Augenblicke, wo ich erwachte und das Geheimniß meines Daseins erfuhr."

„Ihr spannt meine Erwartung!"

Er saß still, wie in tiefe Gedanken versenkt, dann zog er die Guitarre unter seinem langen Oberkleide hervor und that einige Griffe. Ich unterbrach ihn nicht. Auf einmal schien er sich wieder zu sammeln. „Verzeihe mir," sprach er, „ich glaubte, ich sei in meinem Garten und säß' auf Euthokles Grabe! — Die Sterne funkeln hell, es muß schon spät sein. Komm' morgen früh unter die Pinie, wo ich Dich zum ersten Male sah." Ich ergriff seine Hand und drückte sie; er erwiederte meinen Händedruck und ging.

Die ersten Strahlen der Sonne zitterten um die Gipfel der Berge, die Dämmerung lag noch auf den Thälern, langsam enthüllte die Gegend ihre Reize. Ich stieg den Berg hinan und fand den Greis auf mich wartend; er grüßte mich mit der Herzlichkeit eines Freundes, ich setzte mich neben ihn und suchte das Gespräch da, wo er gestern abgebrochen hatte, wieder anzuknüpfen.

„Die Erinnerung vergangener Tage," sprach er, „ist die Richterin über das Leben des Menschen. Wohl dem, den ein guter Engel mit Frieden umweht, wenn er zurücksieht; wehe dem, dem fruchtlose Reue jeden Rückblick ver-

bittert! Seit dem Hingange meiner Geliebten bist Du der Erste, den ich näher mit mir bekannt mache; ich liebe Dich, aus Deinen Augen flammen große Entschlüsse, Dein Busen hebt sich voll erhabener Gefühle, Du bist ein Mensch. Höre meine Geschichte; ich werde Dir sagen, wie ich die Welt fand, die ich durchwandelte; aber erlaß mir die umständliche Erzählung der Verwickelungen, in die mich mein rastloses Streben, mein emporlodendes Feuer warf.

„Die Welt führt tausend Bilder vor unsern Augen vorbei, wir sehen ihre bunten Erscheinungen, belachen, beweinen und vergessen sie; aber an den Bildern unserer Jugend hängen wir mit Innigkeit, sie allein begleiten uns durch das ganze Leben, denn sie allein gaben dem ganzen Leben seine Richtung. — Langsam sollen sie noch einmal bei mir vorüberziehen die Tage meiner jugendlichen Kraft; ihre verblühten Freuden und ihre vertrockneten Thränen will ich wie alte Freunde begrüßen!

Als ein Kind von ungefähr zwei Jahren fand mich ein Fischer an dem Gestade von Lemnos, er nahm mich in seine Hütte und erzog mich, weil es seine Religion ihm befahl, nicht, weil es sein Herz ihm sagte. Er war arm, und meine Erhaltung ward ihm beschwerlich. Täglich trieb ihn sein Gewerbe auf die See, und wenn er zurückkam, war er beschäftigt, das kleine Feld zu bearbei-

ten, das nur nothdürftig das Brod zu unſerm Bedürfniß hergab. Die Ausbildung meines Körpers und meines Geiſtes blieb dem Zufall überlaſſen. Als meine Kräfte zu kleinen Arbeiten zureichten, ſo hielt mich mein Pflegevater mit Härte — denn er war ein rauher Mann — zu dem an, was ich vermochte: Waſſer tragen, Netze waſchen, das Feld von Steinen reinigen, waren meine Beſchäftigungen, und ungeachtet ich unverdroſſen, bereitwillig und arbeitſam war, ſo warf er mir doch täglich mit Bitterkeit vor, daß ich ihm zur Laſt ſei, und ſetzte mich ſeinen eignen Kindern — es waren zwei Knaben, im Alter wenig von mir unterſchieden — auf die kränkendſte Art nach. Oft erweichte ich mit meinen Thränen das harte Brod, das er mir nur ungern gab; ich fiel im freien Felde auf meine Knie und blickte mit unſchuldigen Kindesaugen zu dem blauen Gewölbe des Himmels empor, noch ehe ich es wußte, daß jenſeit dieſes ſchönen Himmelbogens ein freundliches Weſen waltet, das mit Vaterliebe auf alle Bekümmerte herabſieht.

Da ich mehr heranwuchs, nahm mich mein Pflegevater mit auf die See. Hier auf dieſem freien Elemente unter Stürmen und Gefahren erweiterte ſich mein Herz, mein Auge hing mit Sehnſucht an den blauen Felſenufern der entfernten Inſeln, und das feſte Land, deſſen Küſten mir nur dann und wann der heitere Himmel entwölkte,

schien mir das Ziel meiner Wünsche, der Sammelplatz aller der Wundergestalten zu sein, die sich meine jugendliche Phantasie geschaffen hatte.

In dem Hause meines Pflegevaters war nur ein einziges Buch — eine griechische Bibel, aus ihr lernte ich lesen, aus ihr schöpfte ich die Bilder, die ich mir von der unbekannten Welt entwarf, aus ihr erhielt ich den unerschütterlichen Glauben an eine ewig weise Weltregierung, aus ihr den Enthusiasmus, den die orientalischen Dichter wie Feuerströme in ihre Gesänge gegossen haben, und der mein empfängliches Herz gewaltsam mit sich fortriß.

Wenn ich auf dem Felsenriff, das sich unweit unserer Hütte ins Meer hinausstreckte, saß, und über die schäumenden Wogen in die weite Ferne hinsah, da jauchzte ich in den Sturm, der mich umwehte, in das Wogengeräusch, das mich umbrauste, da stieg die Ahnung einer großen Zukunft in meiner Brust empor, und schnell und feurig, voll Erwartung des wunderbaren Geschicks, dem ich entgegenging, klopften meine Pulse. Ich stand vor dem Schauspiele des Lebens, ungeduldig, daß der Vorhang noch nicht aufgezogen und vor meinen Augen das Streben und Wirken der Menschen enthüllt wurde!

So reihten sich Tage an Tage, Jahre an Jahre. Die Phantasien meines jungen Herzens hielten mich aufrecht in der tödtenden Wirklichkeit, die mich umgab.

Mein Pflegevater ward immer rauher und härter gegen mich; er behandelte mich auf die niedrigste Art, aber ich lebte in einer Welt, die ich mir selbst geschaffen hatte, in seligen Träumen, die mich entzückten, und höher und lebendiger flammte meine innere Kraft empor; sie würde aber dennoch im Kampfe gegen meine drückende Lage endlich untergelegen haben, wenn nicht ein Zufall meine Umgebungen plötzlich geändert hätte.

„Es war ein stürmischer Tag, die See ward bis in ihre Tiefen aufgewühlt, die Brandung an unserer Küste war selbst für einen so erfahrnen Seemann, wie mein Pflegevater war, fürchterlich. Ein Schiff, welches, wie wir vermutheten, von den Dardanellen kam und seinen Lauf nach Kandia zu nehmen schien, kämpfte den ganzen Tag über mit den empörten Wellen; es gab Zeichen, daß man ihm zu Hülfe kommen solle; aber mein Pflegevater wagte sich nicht durch die Brandung, so gern er auch den Gewinn, der dabei zu erwarten war, mitgenommen hätte. Gegen Abend erhob sich der Sturm zu einer fürchterlichen Höhe; das Schiff ward, trotz aller Bemühungen, sich vom Lande abzuhalten, immer näher und näher unsern Küsten zugetrieben. Schon hörten wir das Hülferufen der Unglücklichen, schon sahen wir ihre emporgehobenen flehenden Hände. Mein Pflegevater holte ein Sprachrohr und wollte mit ihnen um den Preis ihrer Rettung handeln,

aber in dem Augenblicke ward das Schiff auf eine Klippe geſchleudert; das Vordertheil zertrümmerte, das Hintertheil ſaß zwiſchen den Klippen feſt, und die Wellen ſchlugen darüber hinweg.

„Ich ſtand zitternd am Ufer; das Geſchrei drang durch mein Herz, das Geheul des Sturms gab mir Muth, der Anblick einer Mutter, die ihr kleines Kind emporhielt, ſetzte mich in Verzweiflung; ich ergriff ein Tau und ſtürzte mich in die wilde Brandung, die ſchäumenden Wogen um mich, Gottes Auge über mir — es gelang. Glücklich erreichte ich den Wrack. Sechzehn todtenbleiche Menſchen klammerten ſich mit ihren letzten Kräften an das Boot, mein Tau ward befeſtigt; nach einer Viertelſtunde hoben die Geretteten ihre dankbaren Hände zum Himmel auf. Sie umarmten, ſie küßten mich, ſie fielen auf die Knie und nannten mich ihren Engel, ihren Erretter! — Es war der erſte große Augenblick meines Lebens.

„Unter den Geretteten war Elides, ein reicher Kaufmann aus Korinth, mit ſeiner Familie; er blieb mehrere Tage auf unſerer Inſel; er erfuhr, daß ich ein Fremdling war, ohne Aeltern, ohne Freunde, ohne Liebe; er nahm ſich des Verlaſſenen an. Mein Pflegevater blieb ſeinem Charakter treu, er ſchloß einen förmlichen Kauf über mich ab. Elides zahlte ſeine Forderungen, und ich verließ die Felſen, auf welchen ich den trüben

Morgen meines Lebens verlebt hatte, nicht ohne dankbare Erinnerung an ſo manche Blume, die auf ihrem kahlen Scheitel für mich wuchs.

„Wir ſchifften uns auf einem kleinen Fahrzeug nach Morea ein, und reiſten von da zu Lande nach Korinth.

„So war ich denn nun auf dem feſten Lande, das ich immer als den Schauplatz großer Thaten betrachtet hatte, mitten unter dem Gewühle der Menſchen, deren Streben ich in meiner unſchuldigen Einfalt für edel und groß hielt. Die trüben Tage meiner Jugend hatten mich verſchloſſen gemacht, ich war allein geweſen als Knabe, ich blieb allein als Jüngling; die Welt der Phantaſie, die in meinem Buſen wohnte, verließ mich nicht, ich fand keinen Geſchmack an den Zerſtreuungen, die mir ſie hätten rauben können; aber ſie ward durch den Unterricht, den mir Elides geben ließ, bereichert, erweitert, berichtigt. Er wollte mich zum Kaufmann bilden; da er aber ſelbſt mehr war, als ſein Gewerbe, ſo achtete er auch das Mächtige in mir, das höher emporſtrebte. Die Feſſeln des Gewinnes binden nur kleine Seelen.

„Mit Enthuſiasmus ſtudierte ich die Geſchichte, aus ihr lernte ich die Menſchheit kennen, die Erfahrung des täglichen Umgangs zeigte mir den einzelnen Menſchen. Wenn ich Völker und Jahrhunderte überſah, da verſchwanden alle die kleinlichen Beziehungen der Gegenwart, da

erhoben sich große Bilder vor meiner Seele und erzeugten große Entschlüsse, und eine tiefe Verachtung gegen Alles, was den Flug des Geistes, was die Selbstständigkeit des Willens hemmt, und einem Leben, welches zu erhabenen Zwecken bestimmt ist, unwürdige Bestimmungen unterschiebt.

„Noch hatte meine Thätigkeit keinen Punkt, auf den sie ausschließend wirkte; aber so viel sah ich ein, daß die Masse der widerstrebenden Kräfte da sei, um sich im Kampfe gegen einander zu versuchen und durch den Kampf zu läutern — daß das Leben der Menschen an sich unbedeutend und nur in dem Verhältnisse wichtig sei, als es zu einem großen Endzwecke angewendet wird — daß Sinnlichkeit das Gift sei, welches an der Menschheit frißt und an ihrem Verderben arbeitet, indem es sie dahin bringt, Ruhe und Wollust als Belohnung und den endlichen Zweck alles Bestrebens anzusehen.

„Xenophon und Plutarch wurden unter den alten Schriftstellern meine Lieblinge. Aus ihnen erfuhr ich, daß das Volk, zu dem ich mich zählte, einst den ersten und geachtetsten Platz unter den Völkern der Erde einnahm, daß ich der Abkömmling einer ehemals edeln, jetzt tiefgesunkenen Nation war, an der sich alles Erhabene beinahe bis auf die letzte Spur verwischt hatte. Der Anblick erschütterte mich, ich ward zum ersten Male offen, ich

theilte meine Empfindungen mit. Ach, sie prahlten Alle gern mit den Thaten ihrer Väter, sie nannten große Namen, und dachten nicht an ihre eigene Kleinheit; sie redeten von Kraft, und ihre erbärmliche Nichtigkeit geizte um das Lächeln eines niedrigen Baſſen, dem ein Böſewicht willkommner war, als ein ehrlicher Mann; aber ich ſchlug die Augen nieder vor der Schande des jetzigen Geſchlechts.

„„Rette Dein Volk!" ſo rief eine innere Stimme; mein Auge flammte, meine Pulſe flogen, ein groſſer Entſchluß bemächtigte ſich meiner Seele. Von dieſem Augenblicke an erhielt mein Daſein vor mir ſelbſt einen Werth. Ich verſchloß meine Entwürfe in meiner Bruſt und nährte ſie durch das Studium der Geſchichte; ſie lehrte mich, daß Stetigkeit des Willens der einzige Weg zur Gröſſe, aber die ſeltenſte Eigenſchaft unter den Menſchen ſei. Ich trachtete, ſie zu erringen.

„Armenien, gedrückt wie wir, unter die Knechtſchaft eines verächtlichen Volkes, ſuchte ſich zu befreien. Gewagte Schritte waren geſchehen; dem Ganzen fehlte zwar noch Einheit und Plan; aber die Nachricht dieſer kühnen Unternehmungen durchflog, um Vieles vergröſſert, die nahegelegenen Länder. Ich erfuhr ſie; meine Bruſt hob ſich höher, ich glaubte, die Morgenröthe meines Tages ſei angebrochen, ich beſchloß, mich in die vorderſten Reihen der Braven zu ſtellen, um aus der Ferne die ſchlummernde

Kraft meiner Mitbürger zu erwecken und sie durch den Ruf großer Thaten zu erinnern, daß die Zeiten des Aristides und Leonidas nicht auf immer für Griechenland verschwunden sind. — Ich schrieb an Elides und dankte ihm für das, was ich ihm schuldig war.

„Es war Nacht, als ich Korinth verließ; ich nahm nichts mit als meine Waffen, meinen Muth und das wenige Geld, das ich zur Ueberfahrt brauchte. Der Abschied kostete mich wenig; denn unter allen Denen, die mich umgaben, war Keiner, der meinem Herzen nähergekommen war; mein Geist blieb ihnen fremd, wie konnten sie Freunde meines Herzens werden?

„Eine türkische Felucke brachte mich nach Armenien. An der Spitze der Mißvergnügten stand Euthokles aus Sinope, ein geflüchteter Grieche. Eine schöne Gestalt, hoher Muth, hinreißende Beredsamkeit waren die glänzenden Eigenschaften, die er von der Natur erhalten hatte. Sein Idol war Ehre, ihr wollte er die Unterdrücker seines Vaterlandes zum Opfer bringen. Mein Streben war reiner als das seinige; er wollte Thaten und Ruhm, ich Thaten auch ohne Ruhm; er wollte Befreiung, aber zugleich den Namen des Befreiers: ich liebte mein Vaterland mehr als meinen Namen. Diese Verschiedenheit vereinigte uns, wir erkannten gegenseitig unsern Werth und wurden die innigsten Freunde. Ich lag endlich an einem Herzen,

das hoch aufschlug bei der Erinnerung vergangner Größe und jeden Pulsschlag für verloren hielt, der nicht der Zukunft gewidmet war; wie schwuren, das große Spiel mit einander zu vollenden, Eins zu bleiben in Noth und Tod.

„Die Blitze von Euthollos Worten hatten die unterdrückten Armenier erschüttert; seine rastlose Thätigkeit, sein hinreißender Enthusiasmus hatten ihm eine Menge Anhänger verschafft, die sich durch die glücklichen Fortschritte seiner Waffen täglich vermehrte. Die ersten Streifereien ins Land glichen Triumphzügen, die schwachen Besatzungen zogen sich aus den offenen Städten, einzelne Korps versuchten Widerstand, aber er diente nur dazu, ihnen die Wahl zwischen Tod oder schimpflicher Gefangenschaft zu lassen. Indeß rückte eine furchtbare Armee von den Grenzen gegen uns an, Versprechungen und Drohungen gingen vor ihr her, Gräuel und Verwüstung folgten ihrem Zuge. Wir hatten sie vorausgesehen und erwarteten sie standhaft; aber ängstliche Besorgniß, zweifelnde Unentschlossenheit verbreitete sich unter der Menge.

„Ein langer Friede und noch mehr jener krafttödtende Handelsgeist, der nur Gewinn und Bequemlichkeit sucht, hatte das Volk entnervt und seine Männlichkeit in Verzärtelung umgewandelt. Gewohnt, ihren Reichthum für ihren Werth, ihre weibische Ruhe für Gewinn zu halten, haßten sie alle Aufopferungen, welche ihnen den Ver-

luſt dieſer durch lange Verwöhnung unentbehrlichen Güter drohte. Anſtatt alle Mittel zu unſerer Unterſtützung aufzubieten, ſchlugen die Vornehmern und Reichen den Weg jener kleinlichen Klugheit ein, die nur an ſich ſelbſt denkt, und indem ſie ſich im Kampfe zweier Parteien für jede ſicherzuſtellen ſucht, nur deſto eher ihren eignen Untergang beſchleunigt. Wir bemerkten die Niedrigkeit des Volks; aber ſchon längſt überzeugt, daß die Menge zu träge und abgeſpannt iſt, um über den Gedanken einer ſchönen Zukunft eine ängſtliche Gegenwart zu vergeſſen, glaubten wir, daß der Sieg das einzige Mittel ſein würde, den geſunkenen Muth der Unſern zu erheben und ihre Hoffnungen zu beleben. Wir rückten den feindlichen Scharen entgegen. Blutig flog die Morgenröthe am Himmel herauf, blutig war der Tag; der Tod würgte, die Flamme fraß, aber der Muth unſerer Braven ſtieg über rauchende Trümmer und blutige Leichen. Euthokles focht, ein zweiter Themiſtokles, mit wildem, vernichtendem Feuer; ich ſtand mit feſter Beſonnenheit zwiſchen Tod und Leben, nützte die Zufälle der Schlacht, hemmte die Tollkühnheit des Einen und richtete den geſunkenen Muth des Andern auf. Die Sonne ſtand über unſerm Scheitel, wir achteten ihre Hitze nicht, aber der weichliche Feind ermattete, ſein Heer, dem unſrigen an Zahl überlegen, verließ das Schlachtfeld und zog ſich in die Gebirge.

„Seine Niederlage war nicht vollkommen, seine Reihen zogen sich ungetrennt zurück, und ob wir gleich viel gewonnen zu haben glaubten, so hatten wir doch im Grunde nur wenig Gewinn. Der Feind hatte unsere Kräfte, die er anfänglich verachtete, kennen gelernt; er wagte sich nicht mehr in die Ebene herab, wo entschlossene Menschen vor Begierde brannten, ihn zu vertilgen; aber verborgen hinter Felsenwände, gesichert durch unwegsame Wälder, versuchte er Alles, was List und Ueberredung über ein schwaches, an Sklaverei gewöhntes, zwischen Furcht und Hoffnung schwankendes Volk vermögen.

„Meutereien wurden im Heere angesponnen, Erpressungen brachten die Städte gegen uns auf, Gewaltthätigkeiten machten die Landleute schwierig. Schlechte Menschen hatten sich überall geltend gemacht, weil die bessern zu furchtsam, zu träge, zu unverständig waren, und alle diese Uebel wurden — nicht auf die Verderbtheit des jetzigen Geschlechts — sondern nur auf Die geschoben, die das Geschlecht der Verderbtheit entreißen wollten.

„Ruhe wünschten wir Alle, aber wir wollten sie erkämpfen, um sie sicher zu haben; der größte Theil hingegen erwartete sie als ein Geschenk von den tückischen Versprechungen des Feindes. Ein Land, das blos im Handel seinen Werth sucht, handelt bald mit Allem. Die Bestechungen des Feindes fanden bereitwillige Diener, die

Verkäuflichkeit des Volks machte ihren Einfluß bedeutend. — Parteien entstanden, das Heer ward muthlos gemacht, die Verräther wurden belohnt, die Niedrigkeit triumphirte, und um uns blieb, außer den Wenigen, die einer festen Ueberzeugung treu geblieben waren, nur ein verächtlicher Haufe, der das Elend des Vaterlandes zu Raub und Plünderung benutzte.

„Jetzt rückte der Feind, seines Sieges gewiß, wieder gegen uns, die muthlosen Räuber wurden geschlagen, die kleine Zahl der Edeln fiel, Euthokles suchte an meiner Seite den Tod, wir fanden ihn nicht — wir wurden als Rebellen verfolgt, ein hoher Preis unserm Mörder versprochen.

„Unerkannt, in Bettlerkleider gehüllt, niedergedrückt von der Schwere eines unverdienten Schicksals, gebeugt von der Ueberzeugung, daß unsere Kraft zu schwach war, die Lasten von dem Menschengeschlechte wegzuheben, die sich im Laufe langer Jahrhunderte aufgehäuft hatten, durchirrten wir die Gebirge von Asien. — Wir forschten nach Wahrheit und Licht, aber überall trafen wir Völker, die von großen Thaten der Vergangenheit erzählten, eine helle Zukunft ahneten und unter dem Drucke der Gegenwart erlagen!

„Von der höchsten Spitze des Kaukasus sahen wir auf die entzückenden Thäler Asiens herab. — Hier war

die Wiege des Menschengeschlechts, hier wurden die Heroen geboren, die wie große Sonnen den dunkeln Anfang aller Völkergeschichten erleuchten — aber jetzt streckten sich öde, menschenleere Gefilde aus, wo einst blühende Nationen in Kraft sich regten! — Zwerge spielten auf den Gräbern der Riesen und machten Mährchen aus den Thaten der Vorwelt!

„Euthokles war unglücklicher als ich — ich blickte zu den Sternen und hoffte; er schlug den Blick zur Erde und verzweifelte.

„Sicher vor den Dolchen unserer Mörder, würden wir vielleicht für immer am Fuße des Kaukasus geblieben sein, aber eine neue Verfolgung erhob sich gegen uns; der religiöse Fanatismus trieb uns aus unserer ruhigen Einöde wieder in den Strudel der Welt. Ich ergriff den Wanderstab mit dem festen Muthe, den eine unbegrenzte Ergebung erzeugt; Euthokles mit zerrissener Seele. Der Kummer über seine fehlgeschlagenen Entwürfe, die Besorgniß über das Schicksal seiner Familie zehrten an seiner Kraft. Ich war von Kindheit an ein Fremdling auf der Welt gewesen, jetzt fühlte ich mich glücklich. Diese Welt war nicht die meinige, nichts kettete mich an sie, der Abschied von ihr ward mir leicht: ihre lockenden Versprechungen, ihre trügerischen Hoffnungen standen in armseliger Blöße vor mir da. — Müde, mich länger für Menschen

aufzuopfern, die mir so ungleich waren, beschloß ich, nur für Den zu leben, der ein Herz hatte wie ich, für meinen Euthokles! Ihm zu Liebe unternahm ich das Wagstück, nach Armenien zurückzukehren. Unter tausend Gefahren kamen wir nach Sinope; das Volk war in härtere Fesseln geschmiedet, keine von all den Versprechungen war ihm gehalten worden. Euthokles Vater war unter den Streichen der Mörder gefallen, sein Weib und seine Schwester hatten sich mit dem Rest ihrer Habe nach Italien geflüchtet. Wir folgten ihnen und fanden sie hier. Sie hatten dieses Haus gekauft, diesen Garten bepflanzt, unter dem Schatten dieser Bäume ihr Vaterland und ihre Geliebten beweint. Unser Erscheinen war ihnen die Rückkehr aus dem Grabe.

„Seliges Leben, das nunmehr für mich begann! entzückende Ruhe nach langem Sturme! Althea, Euthokles Schwester — — soll ich sie Dir schildern? Denke Dir das liebste Bild Deines Herzens — so war sie! In ihrem Umgange fühlte ich, daß es ein Etwas giebt, was die Weisheit nicht ersetzen, die Freundschaft nicht ausfüllen kann, ein Etwas, das unser gesunkenes Leben und unsere zertrümmerten Hoffnungen wieder aufrichtet und uns emporhebt über die Welt und ein widriges Schicksal!

„Sind wir nicht alle Pflanzen, die aus einem milden, warmen Himmelsstrich in ein fernes, kaltes Land

verſetzt worden ſind? Ach! daß wir Wurzel ſchlügen in dieſem harten Boden, daß wir gedeihten und blühten, wem danken wir es anders als der Liebe — dieſer mächtigen Sonne der Geiſterwelt?

„Althea ward mein Weib. — Auf jenem nackten Felſen, da die Sterne langſam verglimmten und die Lohe des Morgenroths über unſer fernes unglückliches Vaterland emporſchlug, nannte ich ſie zuerſt mein Weib. — Die Liebe macht ſanft, ſie ſöhnt uns mit der Welt aus; ich ſah jetzt Irrthum, wo ich vorher Bosheit, Thorheit, wo ich vorher Laſter geſehen hatte; ich bedauerte die Schwäche der Menſchen und liebte ſie wie Kinder, die den Willen haben, ſtark zu werden.

„Althea gab mir einen Sohn. Die ſtrenge Feſtigkeit des Vaters war mit der Sanftmuth der Mutter verſchmolzen; er wuchs empor und bildete ſich, ein Liebling Aller, die ihn umgaben.

„Siehe, die ſchönſte Zeit war der höchſte Punkt meines Glücks; ſie flog vorüber wie ein flüchtiger Traum, der den Gefangenen in ſeinem Kerker beſucht und ihm die zauberiſchen Gefilde ſeiner Heimath und die Geſtalten ſeiner Geliebten zeigt, — aber wenn er ſeine Arme ausſtreckt, um die theuern Bilder an ſein Herz zu drücken, da klirren die Ketten, und ſein Himmel zerfällt, und ſein Elend bleibt!

„Euthokles war der Erste, der mich verließ. Die Reizbarkeit seiner Seele hatte die Kränkungen der Menschen zu tief empfunden, sein feuriger, gewaltiger Geist arbeitete unaufhörlich an der Zerstörung seines Körpers. Er starb — dem Schwure unserer Freundschaft bis zum letzten Augenblicke getreu. Ich begrub ihn in meinen Garten, Althea pflanzte Blumen um sein Grab, ich setzte ihm einen Lorberbaum! seine Asche verdiente unter Lorbeeren zu ruhen, die ihm sein kindisches Zeitalter verweigert hatte.

„Hella, sein Weib, sehnte sich in ihr Vaterland zurück; ohne Liebe schien ihr diese reizende Küste eine unwirthbare Wüstenei; in Armenien verzieh man es ihr jetzt, daß sie das Weib eines großen Mannes gewesen war. — Sie trennte sich von uns, um in den Armen ihrer Aeltern und ihrer Geschwister den Verlust eines Gatten zu beweinen, dessen Werth sie nur geahnet, aber nie verstanden hatte.

„Der Mann sehnt sich nach der Brust eines Mannes, um seine Gedanken, und nach dem Busen eines Weibes, um seine Gefühle ausströmen zu lassen. Ich vermißte Euthokles; er hatte meinen Geist gespannt erhalten, daß er nicht in die schlaffe Ruhe eines unthätigen Schäferlebens überging. Jetzt fühlte ich das Bedürfniß, über männliche Dinge mit einem Manne zu sprechen,

und in mein Leben war eine Leere gekommen, die für diese Welt nicht wieder ausgefüllt werden konnte.

„Ungestört, zwischen kleinen Beschäftigungen, dem Umgang mit einem holden Weibe und der Erziehung meines Sohnes verflossen meine Tage. Liebe und Zärtlichkeit hielten mich schadlos für den trüben Morgen meines Lebens und die gescheiterten Plane meiner Jugend; da kam wie ein Blitz aus heiterm Himmel der fürchterliche Augenblick, der mir Alles nahm, was mir theuer war.

„Es war ein schöner Abend, mein Weib saß an meiner Seite auf Eutheokles Grabe, mein Sohn kniete vor uns und wand einen Kranz für seine Mutter — auf einmal hörten wir wildes Geschrei aus der Ferne, eine Feuerlohe schlug zum Himmel empor, die Häuser am Gestade standen in Flammen. — Althea springt auf und stürzt zum Garten hinaus, der Knabe ihr nach. Ich raffe so schnell als möglich Gefäße zusammen, öffne meinen Gartenbrunnen und eile zu Hülfe. Ein ängstliches Schreien: „„Zu den Waffen!““ schallt mir entgegen, eine Menge Fliehender stürzen auf mich zu; ich halte den Ersten an und frage — „„Drei Tuneser Schiffe sind gelandet; sie rauben und plündern, sie ermorden die Männer und führen die Weiber weg!““ — „„Mein Weib!““ schrie ich in Verzweiflung; ich riß ein Schwert aus der Hand eines Fliehenden und stürzte mich in das Gefecht.

„„Althea! Althea!““ rief ich und focht wie ein ergrimmter Löwe.

„Mein Sohn hört meine Stimme, er eilt zu mir, er riß mich fort; Althea ist gebunden, drei Barbaren schleppen sie ohnmächtig in ein Boot, wir fallen über diese Henker her, aber — o barmherziger Gott! — ein Schuß tödtet meinen Sohn, ein Kolbenschlag wirft mich sinnlos zu Boden!

„Da ich erwachte, lag ich auf einem Felsen am Meere; es war tiefe Nacht, Leichname lagen um mich, Sterbende hauchten ihren letzten Seufzer aus, das Blut meines Lieblings klebte an meinem Gewande. Ich blickte zu dem Himmel auf, aber eine schwarze Gewitternacht bedeckte alle Sterne; das Meer brauste, der Sturmwind tobte, der Blitz warf sein bleiches Licht über die rauchenden Aschenhaufen. — „„Wenn wird es Morgen?““ rief ich aus und blickte empor, aber Nacht war um mich, Nacht über mir, und kein Stern! — Der Sturm hielt an — horch! da winselten die Verstümmelten auf dem Felde, sie riefen den Tod, aber er kam nicht; sie riefen den Morgen, aber er erschien nicht; sie rangen mit ihren Schmerzen, aber da war Niemand, der sie tröstete. Heftiger rollte der Donner über die blutige Erde, der Blitz zischte durch die Wipfel der Wälder, und die Unglücklichen erhoben ihre Stimme und riefen zu dem schwarzen Him-

mel empor: „„Vernichte uns! vernichte uns!““ Da fielen meine Thränen heiß und brennend auf den Felsen, und ich rief mit zitternder Stimme: „„Laß es Tag werden, Allmächtiger!““ Ich blickte auf, aber Nacht war um mich, Nacht über mir, und kein Stern. In Westen fuhr ein jähes Licht auf und beleuchtete die Gegend, die Flamme hatte weitergefressen; ich sah Menschen, welche flüchteten, Mütter mit ihren nackten Säuglingen, Väter mit wenigem gerekteten Hausrath; ich hörte ihr Rufen und Schreien: „„Wir hatten einen eignen Herd, aber der Feind hat ihn umgestürzt; wir hatten eine eigene Hütte, aber der Feind hat sie verbrannt; wir hatten Nahrung und Kleider für uns und unsere Kinder, aber der Feind hat Alles genommen!““ — Ich schrie hinauf zu dem Himmel wie ein Wahnsinniger: „„Wenn wird es Tag werden!““ aber über mir war ein eisernes Gewölbe, und es ward nicht Tag. Da haderte ich mit dem, der die Zügel der Welt mit starken Händen faßt, und mitten in meiner Verzweiflung rief ich aus: „„Es ist kein Gott und über den Sternen ist kein Regierer!““ — Der Blitz schoß neben mir herab und schleuderte ein Felsenstück in das Meer; aber ich rief noch stärker: „„Es ist nur ein blindes Ungefähr, welches sich über die Welt herlegt und ihr Mark aussaugt, wie die Spinne das Blut einer Fliege!““ Da zitterte die Erde unter mir, und der Fel-

ſen fing an zu wanken und legte ſich weit über das Meer hinüber; aber ich rief zum dritten Male: „„Es iſt kein Gott, und wir vergehen Alle und werden vernichtet!““ Da theilten ſich unter mir die Wellen, und eine erhabene Geſtalt ſchwebte langſam herauf; ein kalter Schauer hebte durch meine Gebeine. Die Geſtalt ergriff mich, ich fühlte mich emporgehoben und mit Blitzesſchnelle davongetragen. Meine Haare wehten in der Luft, meine Augen ſtarrten auf die dunkle Erde hinab, ihre Blitze ſchienen mir wie Irrlichter — die Geſtalt ſchwebte immer höher und höher mit mir empor, und die Erde verſchwand.

„Siehe, ich war auf einmal in einer Welt voll Frieden, und alle Geiſter lagen anbetend vor einem großen ewigen Lichte, und ich lag mitten unter ihnen, und gehörte zu ihrer Zahl; eine ſelige Ruhe wohnte in meiner Bruſt, eine heilige Stille in meiner Seele. Es war mir, als hätte ich immer hier gelebt, und Alles liebte mich und ich liebte Alles. Vor meinen Blicken zogen die Sonnen des Weltalls langſam und feierlich um eine große, Sonne, und kleine dunkle Körper ſchwammen in abweichender Richtung zwiſchen den leuchtenden Sonnen. Und ich ſah die Verſchiedenheit im Reiche der Geiſter; einige hatten einen hohen Verſtand und einen kräftigen Willen; aber der Wille des Einen zuckte wie emporlodernde Gluth gegen den Willen des Andern, und da war kein Herz

das ſich zwiſchen die Streitenden legte, keine Macht, welche die Zügelloſen hielt, kein Band, das das Ungleichartige vereinigte. — Aber in der Welt der Engel war Seligkeit und Frieden; da ward der hohe Verſtand und der kräftige Wille in Ordnung gehalten von einem Herzen, das nur das Gute wollte und das Edle liebte, da war das Ungleichartige nur dazu da, um durch Zuſammenſtimmung ein vollkommenes Ganzes zu bilden, wie man die Blumen des Gartens und der Wieſe zu Einem Kranze flicht, und um die große ſelige Welt breitete ſich ein blauer, reiner Aether, in ihm lebten und athmeten alle Geiſter; es war — die Liebe!

„Und ich fragte: „„Wer wohnt auf den dunkeln Körpern, die zwiſchen den leuchtenden Sonnen hinſchwimmen in unſtäter Bahn?““ — Eine Stimme ſprach: „„Es ſind die Menſchen, ſie bereichern den Himmel mit ihren Tugenden, die Hölle mit ihren Laſtern und benetzen die Erde mit ihren Thränen! ihrer Tage ſind wenige, ihre Freuden ſind kurz, ihre Laſten ſind ſchwer; aber ſie gehören der Ewigkeit an, und werden geläutert und kommen zu uns!““ Die Hölle rief: „„Sie ſind mein!““ Die Engel jauchzten: „„Sie ſind unſere Brüder!““

„Da dauerten mich die Geſchöpfe von Staub, und ich fiel nieder vor dem Strahlenglanze des Ewigen und bat: „„Alliebender! laß mich ein Menſch werden, daß

ich die Menſchen zu meinen Brüdern führe!““ Da ging ein milder Schein aus von dem ſtrahlenden Lichte, und eine ſanfte Vaterſtimme ſprach: „„Ich trage alle meine Kinder in meinem Herzen, und wer ſie veredelt, iſt mein Liebling; ſeine Pflicht iſt ſchwer, aber ſein Lohn iſt groß!““ Zwei meiner Brüder begleiteten mich triumphirend herab, und da ſie von mir ſchieden, erkannte ich ſie — Euthokles und Althea!

„Der Engel der Erde gab mir einen Kuß, und ich lag, ein hülfloſes Kind, auf dem rauhen Felſengeſtade von Lemnos.“

Unschuld und Verdorbenheit.

Eine Erzählung.

Der Graf Wido ſtammte aus einer der angeſehenſten Familien des Reichs; er hatte von ſeinen Vorfahren weitläufige Beſitzungen, unermeßliche Reichthümer, aber auch unbegrenzten Stolz geerbt. Seit langer Zeit hatte ſeine Familie den wichtigſten Poſten des Reichs vorgeſtanden, die Bildung des Grafen war ebenfalls darauf berechnet, und da er ſchon in ſeinem zwanzigſten Jahre durch den Tod ſeines Vaters ſein eigener Herr ward, ſo würde er unaufhaltſam den Plan verfolgt haben, der ihm beinahe von der Wiege an vorgezeichnet war, wenn nicht die Liebe den feurigen Jüngling gezähmt und ſeiner Ehrſucht Grenzen geſetzt hätte.

Das Fräulein Amalie von Berg erſchien zum erſten Mal bei Hofe und erregte durch ihre blendende Schönheit und durch ihren gebildeten Geiſt allgemeine Bewunderung. Unbemerkt von den Augen der Welt war dieſe Blume aufgeblüht, und in der Stille des Landlebens hatte ſich das Herz gebildet, das bei aller Munterkeit und Offenheit doch ſeine Reinheit und Unſchuld ſelbſt im Geräuſche des Hofs unverändert behauptete. Der Graf nahte ſich ihr aus

Neugierde, suchte ihren Umgang aus Eitelkeit und liebte sie bald mit voller Ueberzeugung und mit dem Feuer, das nur die erste Liebe giebt. Seine Reichthümer und seine Aussichten sprachen ihm das Wort bei Amaliens Verwandten; seine schöne Gestalt und sein einnehmendes Betragen gewannen Amaliens Herz. Er bot ihr seine Hand, und sie nahm sie unter der Bedingung an, daß er den Hof, welcher ihr nicht gefiel, verlassen und auf seinen Gütern nur für die stillern Freuden der Natur, der Liebe und des Wohlthuns leben möchte. Die Vermählung ward mit aller Pracht vollzogen, und er verließ den Hof, der ihn beneidete, mit dem triumphirenden Gefühle, daß er wirklich beneidenswerth sei.

Der Graf erfuhr mit jedem Tage mehr, welch ein herrliches Weib ihm der Zufall zugeführt hatte, und die Entwürfe des Stolzes, die ihn bisher beschäftigt hatten, verschwanden vor dem Glücke der Liebe wie kindische Träume vor einer reizenden Wirklichkeit. Seine Gemahlin gab ihm im ersten Jahre ihrer Ehe einen Knaben, der die blauen Augen der Mutter mit auf die Welt brachte, und der, wie sein nachheriges Leben bewies, auch der Erbe ihrer reinen Seele war. Der Graf verließ seine Familie nur selten, und wenn ihn ja sein Posten in die Residenz rief, so eilte er so bald als möglich zurück, um an der Seite seiner Amalie, an der Wiege seines erstgebornen Kindes ein Glück zu genießen, welches ihn eben so sehr beglückte, als es ihm neu war.

So waren sechs Jahre verflossen. Amalie ward zum zweiten Mal schwanger, ihre Niederkunft war schwer, sie

gebar eine todte Tochter und gab in den Armen ihres trostlosen Gemahls ihren Geist auf.

Der Graf empfand ihren Verlust tief. Das Licht war verloschen, das ihn umleuchtet hatte, die Seele, die sein ganzes Wesen belebt hatte, war verschwunden, und er fühlte sich in dem Maaße unglücklich, als er sich vorher glücklich gefühlt hatte. Da ihm der Ort seines Aufenthalts nur traurige Rückerinnerungen gewährte, und da ihm seine Freunde Zerstreuung als das einzige Mittel anriethen, seinen Schmerz zu bekämpfen, so gab er seinen Sohn dem Prediger Liebmann, der einst sein Hofmeister gewesen war und jetzt eine der einträglichsten Pfarren auf seinen Gütern besaß, zur Erziehung, und stürzte sich, um sein Unglück zu vergessen, in das Geräusch des Hofs, das er einst verlassen hatte, um glücklich zu sein.

Der reiche Wido ward mit Freuden aufgenommen. Die ersten Schönheiten des Hofs buhlten um seine Liebe, oder vielmehr um sein Geld. Die ersten Männer des Staats kamen ihm mit Anerbietungen entgegen und trugen ihm Posten an, die wenig Gewinn, aber viel Ehre einbrachten und durchaus einen reichen Mann erforderten. Der Graf trug das theure Bild seiner Amalie noch zu tief im Herzen, als daß er sich zu einer neuen Verbindung hätte entschließen oder selbst zu den Galanterien — herablassen können, die nun einmal zu dem Ton der Welt gehören, und mehr nothwendig als angenehm sind. Aber desto mächtiger wachten alle Bilder seiner Jugend wieder auf; die seligen Tage, die er in den Armen Amaliens genossen hatte, standen wie ein schöner, aber flüchtiger Traum

vor seiner Seele, und er glaubte nur durch Ehre und Einfluß das Glück erringen zu können, welches eben so wirklich als dauerhaft wäre. Die Anerbietungen, die man ihm machte, waren ihm daher sehr willkommen, und er weigerte sich bloß, sie anzunehmen, weil er noch unentschlossen war, auf welchem Wege er am gewissesten sein Ziel erreichen würde. Er wußte nur zu gut, daß ihn an Reichthum Niemand übertraf, an Talenten ihm nur Wenige gleichkamen, und er daher mit Recht auf einen der ersten Posten Anspruch machen könnte. Sein Wunsch ward erfüllt, einer der wichtigsten Gesandtschaftsposten war offen, der Graf ward dazu ernannt und erhielt von dem Fürsten den Orden seines Hauses. So nahe und so unbeschränkt hatte selbst der Graf die Erfüllung seiner Wünsche nicht erwartet, und wenn er bis jetzt immer noch auf sein ehemaliges zufriedenes Leben einen wehmüthigen Blick geworfen hatte, so tilgte dieses Ereigniß beinahe jede Erinnerung daran aus seiner Seele, und er glaubte, daß das Schicksal ihm nur deßwegen sein Weib entrissen hätte, um ihn auf die Bahn zurückzuführen, auf der seine Ahnherren seit undenklichen Zeiten gewandelt und Ruhm und Ansehen eingeerntet hatten. Sein Herz kannte nur ein Idol, die Ehre! und er zog den Menschen aus, um Graf zu sein und Minister zu werden.

In einem ziemlich flüchtigen Briefe empfahl er dem Pastor Liebmann die Erziehung seines Sohnes, und nachdem er die nothwendigen Bestellungen auf seinen Gütern gemacht hatte, reiste er auf den entfernten Gesandtschaftsposten ab.

Der Pastor Liebmann war einer von den edeln Menschen, die sich aus der drückendsten Armuth durch unermüdete Thätigkeit emporgehoben haben, und welche jenes Mitgefühl, jene zärtliche Sorgfalt für Andere, die gewöhnlich nur von eigenen überstandenen Leiden erzeugt wird, besitzen. Menschenfreundlichkeit und Sanftmuth waren die Hauptzüge seines Charakters, aber mit beiden verband er eine Festigkeit, die ihm ein Leben voll Erfahrung gegeben hatte. Auch war ihm durch die Reisen, die er als Führer des Grafen unternommen hatte, die feine Bildung zu eigen geworden, die nur der Umgang mit der Welt giebt, und in seinem Stande so selten angetroffen wird. Er nahm den kleinen Moritz mit Freuden in sein Haus auf und wendete die größte Sorgfalt auf seine Erziehung. Da ihm der Graf völlig freie Hand gelassen hatte, so richtete er sich dabei mehr nach dem Geiste der verstorbenen Mutter, als nach den stolzen Absichten, welche, wie er wohl vermuthen konnte, der Graf mit seinem erstgebornen Sohne haben würde, und in der Ueberzeugung, daß es weit verdienstlicher sei, ein edles Herz als einen gebildeten Kopf erzogen zu haben, wendete er auch seine größte Sorgfalt auf die moralische Bildung des Knaben.

So wuchs Moritz als ein Glied der Familie des Pastors auf, ohne einen Begriff davon zu haben, daß es noch andere Freuden geben könne, als die er auf seinem Dorfe besaß, und ohne zu ahnen, daß man noch andere Absichten beim Leben haben könne, als froh zu sein und Andere froh zu machen. Er liebte den Pfarrer wie seinen Vater, oder, um wahr zu reden, noch weit mehr wie sei-

612017B

nen Vater; denn dieser ließ wenig von sich hören, schrieb höchstens alle halbe Jahre einmal an Liebmann, und wenn er ja auch ein Briefchen an Moritz mit beilegte, so standen lauter kalte und ernsthafte Ermahnungen darin, die der unbefangene Knabe nicht befolgen konnte, weil er sie nicht verstand. An seine gute Mutter dachte er wohl noch dann und wann, und weinte auch recht herzlich, wenn ihn der Prediger vor die Familiengruft führte, und ihm durch das Eisengitter den langen zinnernen Sarg zeigte, in welchem sie schlief; aber wenn er wieder zu Hause kam, so sprang er auf die Pfarrerin zu, umarmte sie und sprach: „Nicht wahr, Du bleibst meine gute Mutter? — und wirst mich nicht so bald verlassen?“

Seine Gespielin war die älteste Tochter des Pfarrers, Pauline. Sie war zwei Jahre jünger als Moritz, sah mit zwei eben so feurigen blauen Augen in die Welt hinein, wie er, und gab ihm an Frohsinn, selbst an Ausgelassenheit wenig nach. Moritz hatte keine Lust zum Spielen, wenn Pauline nicht mitspielte; Pauline hing das Köpfchen, wenn sie irgendwo sein mußte, wo Moritz nicht war, und wenn sie wieder zusammenkamen, so hatten sie so viel mit einander abzumachen, zu erzählen und zu besorgen, daß sie Alles um sich vergaßen, und nicht selten gewaltige Verstöße gegen die Höflichkeitsregeln machten, die ihnen doch die Frau Pastorin so sorgfältig einprägte. Die Lehrstunden, die sie Beide gemeinschaftlich hatten, benutzten sie mit aller Aufmerksamkeit, und wenn sie vorbei waren, so setzten sie sich auf eine Bank im Garten, oder legten sich auf den Abhang eines kleinen Hügels,

und wiederholten ſich Alles, was der Vater geſagt hatte, und gaben ſich die Hände darauf, dem guten Vater zu folgen und ſeine Lehren immer im Herzen zu behalten.

Ein Jahr nach dem andern verſtrich. Der Knabe Moritz bildete ſich nach und nach zum Jüngling, das Mädchen Pauline blühte zur Jungfrau auf; ihre Zuneigung gegen einander blieb dieſelbe, nur ward ſie, ſie wußten ſelbſt nicht, warum? ſtiller, heimlicher und inniger.

Ach! es war die Liebe, die reinſte, frömmſte Liebe, die nur je ein Menſchenherz erhoben hat, und ſie wußten es nicht. Sie fühlten, daß ſie ſich einander unentbehrlich geworden waren, daß Eins nur durch das Andere froh ſein konnte, daß ſie nur halb leben würden, wenn ſie getrennt leben müßten; aber warum das Alles ſo war? daß wußten ſie nicht, und vielleicht würden ſie noch lange in dieſem ſeligen Traume fortgelebt haben, wenn ihnen nicht das Schickſal durch einen harten Schlag ihren Freudenhimmel zerſtört hätte.

Der Paſtor Liebmann hatte zur gewöhnlichen Zeit keine Briefe von dem Grafen erhalten; da er aber bemerkte, daß ſich dieſer von Jahr zu Jahr weniger um ſeinen Sohn bekümmerte, ſo hatte ihn das nicht befremdet. Einſt an einem ſchönen Herbſttage, da die ganze liebe Familie vor der Hausthür ſaß, und Moritz eben die reifen Trauben von den Weinſtöcken abnahm, die das Haus umgaben, und ſie Paulinen in das Körbchen reichte, das ſie ihm entgegenhielt, rollte auf einmal eine prächtige Equipage mit ſechs Pferden das Dorf herunter, hielt vor der Pfarrwohnung, zwei Bedienten ſprangen herab, öffne-

ten den Schlag, und ein großer Herr mit einem funkelnden Sterne und einem Ordensbande stieg mit einem leichten und dürren Männchen heraus und eilte auf den Pfarrer zu. Moritz blieb unbeweglich auf der Leiter stehen; Pauline stand wie eingewurzelt und reichte mechanisch das Körbchen in die Höhe; die Pfarrerin zupfte und steckte am Halstuche, und Liebmann rief: „Moritz! Dein gnädiger Papa!“

Moritz sprang von der Leiter herab und warf sich mit kindlicher Freude in die Arme des unbekannten, vornehmen Mannes; aber dieser erwiederte seine Umarmungen nur nachläßig, musterte mit scharfen Augen seinen Anzug, seine Manieren, das Tragen seines Körpers und sprach mit seinem Begleiter französisch. Moritz fühlte sich in seiner Gegenwart niedergeschlagen und beklommen, er hätte sich gern über des Vaters Ankunft freuen mögen, aber es war ihm unmöglich, und er wünschte weiter nichts, als sich in der Einsamkeit recht satt weinen zu können.

Der Graf ging mit dem Pfarrer in den Garten, Moritz wurde einigemal gerufen, und er folgte allemal mit Angst und Zittern dem Rufe. Pauline war weder zu sehen, noch zu hören. Endlich nach einer guten Stunde fuhr der sechsspännige Wagen wieder vor; der Graf und das kleine dürre Männchen setzten sich hinein, die Bedienten sprangen hintenauf und Moritz schöpfte frischen Odem, da der Wagen um die Ecke der Dorfgasse verschwunden war. Sein erstes Augenmerk war Pauline, er hatte sie längst vermißt, und dies hatte seine Unruhe vermehrt. Jetzt flog er, um sie aufzusuchen. Er suchte sie im Gar-

ten, — vergebens, auf der Wiese, — vergebens; endlich fand er sie in dem kleinen Birkenwäldchen, das an die Wiese des Pfarrers stieß; sie saß in einer Laube, die er selbst über einer Rasenbank gemacht hatte.

„Pauline!" rief er ihr entgegen und stürzte sich athemlos an ihre Brust. Pauline weinte und schluchzte und konnte nicht sprechen; aber sie klammerte sich mit ihren runden Armen um seinen Nacken und drückte sein pochendes Herz fest an das ihrige. „Gott im Himmel! Pauline, was fehlt Dir?" rief Moritz. Da warf sich das Mädchen auf die Rasenbank und drückte seine Hand an ihre Brust und sprach unter tausend Thränen: „Ach, Moritz! Du hast einen reichen, großen Vater, und Pauline ist nur ein armes Mädchen. Ach! sie werden Dich abholen und werden Paulinen nicht mitnehmen, und wenn Du einmal wieder hierher kommst, so wirst Du in so einem prächtigen Wagen gefahren kommen, wirst einen flimmernden Stern auf der Brust haben, ach! und Du wirst mich armes Mädchen nicht mehr kennen."

Moritz sprach: „Höre, Pauline! weine nicht; der große Mann mit dem Stern hat mir auch nicht gefallen. Ich bleibe bei Dir, Dein Vater ist auch mein Vater, und wenn sie mich in die Stadt abholen und Dich nicht mitnehmen, so laufe ich davon." — „Ach, Moritz! das darfst Du nicht," erwiederte Pauline, „weißt Du nicht, daß der reiche Herr Dein Vater ist?" — Moritz fühlte, daß sie Recht hatte, er wollte seinen Schmerz unterdrücken, aber er vermochte es nicht, er fiel an ihre Brust und weinte wie sie. Die Sonne ging unter und spiegelte sich

in ihren Thränen, ach! sie ahneten es nicht, daß das ganze Glück ihrer Jugend mit ihr unterging.

Moritz faßte sich zuerst wieder, er sagte: „Komm, Pauline! laß uns wieder zu Hause gehen und sei wieder froh. — Siehst Du," fuhr er mit zitternder Stimme fort, „die Menschen mögen mit mir machen, was sie wollen, sie mögen mich von Dir wegführen, sie mögen mir sogar verbieten, an Dich zu schreiben; aber sie können mir doch nicht verwehren, daß ich immer an Dich denke, und daß ich Dir ewig gut bleibe, und daß ich Dich für das Beste halte, was auf der ganzen weiten Welt für mich da ist. — Nein!" setzte er schluchzend hinzu, „das können sie nicht! das sollen sie nicht! — und wenn ich größer werde, so will ich wiederkommen und will mit Dir leben bis an meinen Tod!" — Pauline küßte zitternd den lieben Mund, der ihr das Glück ihres Lebens zugesichert hatte, und sagte: „Glaube mir, Moritz! ich werde Dich ewig lieb haben, und wenn ich groß werde, will ich keinen Andern heirathen als Dich! — und damit Du ein Andenken hast an die Stunde, wo ich Dir mein Wort gegeben habe, da nimm dies!" und zugleich band sie die Korallenschnure, die sie um den Hals trug, ab und drückte sie dem Jüngling in die Hand. Moritz fiel ihr um den Hals und riß ein seidenes Tuch aus seinem Busen und gab es ihr. — „Es hat auf meinem Herzen gelegen, Pauline!" sagte er, „nimm es und denke immer daran, daß unsere Herzen Eins sind, und daß wir uns nicht verlassen wollen in Noth und Tod!"

Ein kalter Herbstwind wehte durch die Wipfel des

Waldes und schüttelte die verwelkten Blätter herab; sie hörten es nicht; in ihren Herzen war ein Frühling aufgegangen, der den Stürmen des Lebens trotzte, die Hoffnung trug sie auf ihren Fittichen empor und zeigte ihnen hinter den Wolken der Zukunft ein Paradies voll Blumen und selige Tage voll Liebe. Langsam und schweigend gingen sie wieder nach Hause. An der Gartenthür drückte Moritz noch einen brennenden Kuß auf Paulinens Lippen und sagte leise: „Pauline, halte Wort!“ und lief dann, um seine rothgeweinten Augen zu verbergen, wieder auf die Wiese hinaus.

Der Pastor Liebmann sprach während der Abendmahlzeit wenig; seine Frau hatte die Augen voll Thränen; Pauline kritzelte auf dem Teller, und Moritz sah still vor sich hin und hatte nicht das Herz, Paulinen anzusehen. Nach der Mahlzeit entfernten sich die Pastorin und Pauline; Liebmann setzte sich in seinen Lehnstuhl, rief Moritzen zu sich und sprach zu ihm, indem er ihm freundlich die Hand reichte: „Du bist neun Jahre in meinem Hause gewesen, ich habe Dich aufwachsen sehen vor meinen Augen, und habe Dich geliebt, wie mein eigenes Kind — jetzt ist die Zeit gekommen, wo Du mich verlassen mußt. Du bist vierzehn Jahre, und Dein Vater verlangt Dich, um Dir eine Erziehung zu geben, die Dich zu Deiner fernern Bestimmung vorbereiten soll. Gehe muthig Deinem Schicksale entgegen, suche Dein Glück durch Deinen Kopf und Deine Talente zu machen; aber versprich mir bei der Asche Deiner verstorbenen Mutter und bei den heiligen Lehren, die ich in Dein zartes Herz prägte, daß Du

es nie auf Kosten Deines Herzens suchen willst." — Moritz küßte seine Hand und sagte mit Thränen: „Ich verspreche es!" — Liebmann fuhr fort: „Diese Nacht ist die letzte, die Du in der Wohnung des stillen häuslichen Glücks und der ländlichen Unschuld zubringst; bald werden Dich Menschen umgeben, die von dem Glücke eines so beschränkten Lebens keine Begriffe haben; sie werden Dich mit Deiner Herzlichkeit verspotten, über Deine unschuldigen Freuden lachen und Dir sagen, daß Du im Geräusche der Welt, in dem glänzenden Zirkel der Vornehmen das Glück suchen sollst, das für Deinen Stand bestimmt ist. Folge ihnen, so weit Du ihnen folgen kannst; aber glaube nicht Alles, was sie Dir sagen werden. Das wahre Glück wohnt nur in der Beschränktheit! Ein reines Herz verliert in den Umgebungen der Welt nur zu oft seine Reinheit und Unschuld. Ein Leben voll Leidenschaften ist ein unglückliches Leben, und die wahre Ruhe wohnt nur in dem Schooße der Natur, in der einsamen Hütte des tugendhaften Menschen."

Der Pastor schwieg. — Moritz fiel weinend in seine Arme, versprach seine Lehren durch sein ganzes Leben zu befolgen, und erfuhr nun, daß morgen früh mit Sonnenaufgang seine Abreise bestimmt sei, daß ihn Liebmann auf das nächste Gut bringen würde, wo sich sein Vater aufhielt, und daß er ihn nicht einmal Abschied von der Pastorin und Paulinen nehmen lassen wollte.

Moritz sprach kein Wort; so schnell hatte er die Abreise nicht vermuthet, und ohne Abschied sollte er sich aus einem Hause entfernen, das die Wiege seiner Kindheit

gewesen war? — An der Brust seiner Pflegemutter sollte er nicht noch einmal seinen Schmerz ausweinen dürfen? — Ach, und Pauline! —

Er schlich die Treppe hinauf nach seiner Kammer; „Es ist das letzte Mal!“ dachte er, und sein Herz klopfte heftig, und seine Thränen strömten unaufhaltsam. Er riß das Fenster auf, um Luft zu schöpfen; da stand der Mond voll und schön am dunkelblauen Himmel und beleuchtete das kleine, freundliche Gärtchen des Pfarrers und beschien die stillen Gräber des Kirchhofs und die Familiengruft, wo der zinnerne Sarg mit der Asche seiner Mutter stand. „Das Alles sehe ich zum letzten Mal!“ rief Moritz aus. Er lag lange im Fenster und blickte in die Nacht hinaus, und betete dann leise: „Schütze du mich, Geist meiner Mutter! Andenken Paulinens! erhalte mein Herz rein und gut.“ Er drückte die Korallenschnur an seine Lippen, nahm dann seine Schreibtafel und schrieb:

„Pauline! wenn Du der Morgensonne entgegenlachst, habe ich ihr schon entgegengeweint! Du wirst das Haus durchsuchen, aber mich wirst Du nicht mehr finden; Du wirst in den Garten eilen, aber mich wirst Du da nicht mehr finden. — Ach, Pauline! Moritz ist fort, aber sein Herz ist bei Dir geblieben. Wenn Du allein bist, so sprich mit mir; ich werde täglich mit Dir sprechen. Du wirst mich nicht hören, aber Gott wird mich hören, der das Versprechen hörte, das Du mir gabst. Weine nicht! — Ich werde bald schreiben, schreibe Du auch! Ich habe das Andenken, das Du mir gabst, tausendmal geküßt. Ach, Pauline! lege das Tuch, das ich Dir gab, auf Dein

Herz. O! warum bin ich an dem glücklichsten Tage meines Lebens so unglücklich geworden? — Bete für mich, Pauline! daß mir's wohl gehe unter den fremden Menschen, und lebe Du glücklich an der Seite der guten Aeltern, und besuche oft die Laube, die ich gepflanzt habe. Ach! ich kann nicht mehr — — — Lebe wohl!"

Leise schlich er sich am andern Morgen, da kaum der Tag dämmerte, in Paulinens Kammer, legte das Briefchen in ihre Schreibtafel und schlich sich eben so leise davon, um nicht die Mutter aufzuwecken, die an ihrer Seite schlief.

Der Graf Wido war von einem entfernten Gesandtschaftsposten in sein Vaterland zurückgekehrt, um auf der Leiter der Fürstengunst höher zu steigen. Er war jetzt völlig ausgebildeter Weltmann, das heißt, er besaß jene kalte Besonnenheit, jene strenge Selbstbeherrschung, jene scheinbare Biegsamkeit des Charakters, auf welche das mehr beneidete als beneidenswürdige Glück dieser Menschenklasse gebauet ist. Er kannte nur ein Idol, Glanz, nur einen Wunsch, Einfluß, nur eine Sorge, beide zu verlieren; und da er die Geschicklichkeit besaß, alle Vorfälle des Lebens nach diesen Zwecken zu berechnen, und sich kein Bedenken machte, selbst das, für den Menschen Wichtigste, ihnen unterzuordnen, so hatte er jeden Tag das Vergnügen, sich seinen Lieblingswünschen nähergerückt zu sehen. Eine zweite Verheirathung mit der Gräfin von S.... hatte ihn mit der angesehensten Familie des Landes in Verbindung gebracht. Die Gräfin war jung,

schön, liebenswürdig, zwar eine Ausländerin, hatte aber, was ihr in den Augen des Grafen den vorzüglichsten Werth gab, einen Oheim, der das Herz des Fürsten besaß und am Hofe die Rolle des Allvermögenden mit vielem Glücke spielte.

An seine erste, wie er sie jetzt nannte, romanhafte Ehe dachte der Graf selten, und nur Moritz erinnerte ihn zuweilen daran. Er glaubte, es sei nun Zeit, den Jüngling aus dem Hause des würdigen Greises, der ihn erzogen hatte, abzurufen und ihm die Bildung zu geben, ohne welche, seiner Meinung nach, alle Weisheit des Kopfs und alle Güte des Herzens nur ein unnützer Fond war. Ein kleines, dürres Männchen, ein Franzose, war dazu bestimmt, den Jüngling in die Mysterien der Welt einzuweihen, und die Voraussetzung der Gelehrigkeit seines Sohnes, so wie das Zutrauen auf die Talente des Lehrers, ließen den Grafen hoffen, daß die Verwandlung schnell und ohne Schwierigkeit vor sich gehen werde. Noch hatte der feine Weltmann die Erfahrung nicht gemacht, daß die unverdorbene Jugend oft alle, selbst die künstlichsten Pläne vereitelt, und daß mancher eisgraue Staatsintriguant, der Hofmenschen wie Gliederpuppen zu drehen gewohnt war, beschämt vor der kühnen Energie eines reinen und großen Herzens dastehen und alle Pläne, es seinem Joche zu unterwerfen, aufgeben mußte.

Moritz hatte keine solche Erziehung erhalten, wie unser, an Charlatanerien so reiches Zeitalter in hundert abgeschmackten Büchern die Anweisung dazu giebt, das heißt, die Lehren der Tugend waren ihm nicht künstlich beigebracht

worden, sondern ein edles Beispiel hatte alles Große, Schöne und Heilige in sein Wesen übergehen lassen und es zur nothwendigen Bedingung seines Seins gemacht. Sein Pflegevater glaubte, Wissenschaften und Künste zu lehren, möge es Methoden geben, an deren Ausbreitung und Verfeinerung unsere Pädagogen ihren Scharfsinn üben können, aber ein frommes, edles Herz zu bilden, gebe es nur eine Methode — die Nähe eines frommen, edlen Herzens; und diese Bildung tief in das innerste Wesen, gleichsam in den Quell des Lebens einwurzeln zu lassen, gebe es nur ein Mittel — die Religion.

Ach! daß eine wahnsinnige Aufklärung diesen Stützpunkt des Lebens unsern zarten Kindern entrissen hat! Daß ein elendes Wortgewäsch alles Große aus ihren Herzen wegschwemmte, alles Tiefe in ihrer Seele vernichtete, und an deren Stelle einen lächerlichen Stolz ohne Kraft, viel widerstreitende Wünsche ohne einen Friedensvermittler gab! —

Moritz kam als ein Fremdling in seines Vaters Haus. Durch Liebe wäre er einheimisch geworden, aber Liebe war selbst darin Fremdling. Kalte Höflichkeit, Manieren, leicht für Den, der sie sich zu eigen gemacht hat, drückend für Jeden, dem sie unbekannt sind, vertraten hier die Stelle des Frohsinns und der Herzlichkeit, an die er im Hause seines Erziehers gewöhnt war. Er galt für einfältig, weil er schüchtern war, für verschlossen, weil er wenig sprach, für kindisch, weil er an Kleinigkeiten Vergnügen fand, die man hier vornehm verachtete. Das kleine, dürre Männchen fand seine Eitelkeit nicht befriedigt und ward ihm gram.

Der Vater nahm eine strenge Miene gegen ihn an; das kränkte ihn. Seine Stiefmutter machte ihn oft zum Gegenstande ihres Spottes; das erbitterte ihn. Seine Fortschritte in den Wissenschaften waren über Erwartung; aber das Gelernte in Gesellschaften anzubringen, seinem Vater Glückwünsche und sich selbst kleine Triumphe dadurch zu bereiten, verstand er nicht. Seine Bescheidenheit sagte ihm, daß diese Eitelkeit in Gesellschaft von Männern, die über ihm waren, lächerlich sei, und sein gutes Herz konnte es nicht über sich bringen, Andere, die unter ihm waren, durch diese Auszeichnung zu beschämen.

Aber eine solche Bescheidenheit ist nicht auf den Effekt berechnet, der nothwendig ist, um auf die Schwachheit Anderer sein Glück zu bauen, und fast scheint es, man müsse auf den Rang Verzicht leisten, den die äußere Welt ertheilt, wenn man auf den höhern Anspruch machen will, den die innere giebt. Die alte Mythe von Herkules am Scheidewege findet in dem Leben jedes Jünglings von Energie ihre Anwendung. Nie liegen die Extreme näher als in diesem kritischen Augenblicke. Entweder der Jüngling umfaßt die neuen Gegenstände mit leidenschaftlichem Eifer, folgt dem Rufe der Ehre, der Schmeichelei, seiner Eitelkeit und vergißt die Lehren, welche fromme Weisheit seiner Jugend einprägte; oder er hält fest an dem, was er besitzt, aber ein bitterer Groll gegen die Nichtswürdigkeiten, die zum Besitz aller Glücksgüter dieser Erde führen, nimmt in seinem Herzen Platz und verdrängt die Liebe, ohne welche keine Tugend schön ist.

Auch Moritz würde unvermeidlich auf eines dieser

Extreme gefallen sein, wenn ihn nicht das Andenken an Paulinen davor gesichert hätte. Das Bild dieser engelreinen Unschuld erfüllte sein Gemüth. Wie ein Genius, der den Kranz der Belohnung in seiner Hand hält, stand sie an der Seite des Greises, der ihn erzogen hatte. Durch seine frommen Lehren waren ihre Herzen vereinigt, er hatte ihr geschworen, diese Lehren treu und rein in seiner Brust zu bewahren, und es war kein Verdienst, daß er diesen Schwur hielt, er konnte ihn nicht brechen. Ohne Vertrauten, wie er war, war Gott und ihr Geist der einzige Vertraute, dem er das Innerste seines Herzens aufschloß, seinen Kummer mittheilte, seine kleinen Freuden erzählte. Er schrieb täglich an sie, ohne zu wissen, wenn und wie diese Briefe vor ihre Augen kommen würden; aber es war ihm, als verstände er nur dann sein eignes Herz, wenn er es ihr öffnete. Hier sind einige Bruchstücke aus diesen Briefen.

„Wie es mir geht, Pauline? Ich will nicht klagen, aber ich fühle es, ich gefalle Niemand — und mir? mir gefallen nur Wenige. Mein Vater hat große Dinge mit mir vor, und ich bin zu allen sehr ungeschickt. Noch heute entwarf er mir ein Gemälde meiner Zukunft. Es sollte mich reizen, aber es schlug mich nieder. Ein ganzes Leben voll Entbehrung und Mühe wird kaum hinreichen, mich dahin zu bringen; ach! und ich bin so schwach, daß ein einziger mühevoller Tag mich abmattet! Wie glücklich bist Du! Du denkst nur an die Stunde, die Dich umgiebt, an das Lächeln, das um Deines Vaters Lippen schwebt, an die Blumen, die in Deinem Garten aufgebrochen sind.

Sonst war ich auch so. Jetzt muß ich immer in eine freudenleere, mühsame Zukunft hinausſehen. Jeden Tag, ſagt mein Vater, ſoll ich nur als eine Stufe anſehen, die mich weiter bringt, jedes Jahr als eine Reihe Stufen, und das immer ſo fort. Was denkſt Du, Pauline? Ich muß Dir geſtehen, es kommt mir recht lächerlich vor, daß man immer Treppen ſteigen ſoll. Daß man ſie ſteigt, um in ein anderes Zimmer zu kommen, begreife ich wohl, daß man einen Berg hinaufklettert, um eine ſchöne Ausſicht zu haben — haben wir das nicht oft gethan? Aber ein ewiges Steigen und ein ewiges Klettern — es kommt mir doch ſeltſam vor.

„Meine neue Mutter iſt recht ſchön und, ich glaube, auch recht gut, aber ich habe kein Herz zu ihr. Weißt Du, warum? Sie hat Alles in ihrer Gewalt, ihre Freude, ihren Kummer, ihre Launen, ihre Liebe. Sie geht mit den Menſchen um, nicht, wie ſie muß, ſondern wie ſie will, und da denke ich, es kann nichts aus dem Herzen kommen, ſonſt wär' es unmöglich; das macht mich mißtrauiſch und furchtſam. Sie lächelt mich oft an, es ſieht recht liebreich aus, aber es ſind nur ihre Lippen, die ſich zuſammenziehen, um mir ein Almoſen zu geben. Manchmal lacht ſie auch recht bitter über mich, und dann thut es mir weh', daß ich ſie Mutter nennen muß.

„Am widerwärtigſten iſt mir der Menſch, der mich unterrichtet. Ich thue ihm vielleicht Unrecht, aber kann ich dafür, daß ich ihn immer mit Deinem Vater vergleichen muß? Ich lerne viel und werde klug, aber das iſt's auch Alles. Für mein Gedächtniß nur zu viel, für mich

selbst wenig oder nichts. Wenn uns Dein Vater unterrichtete, wie fühlten wir so lebendig, daß Alles aus tiefer Seele emporstieg — seine Liebe zu uns — wie machte die uns Alles so lieb, was er lehrte, seine heitere, herrliche Miene, seine nachsichtsvolle Freundlichkeit — gegen die schönen schnellen Worte meines Franzosen! Er versichert mir in jeder Stunde, ich müßte mich glücklich preisen, ihn zum Lehrer zu haben. Ich habe es, trotz seiner Versicherung, noch nicht gethan.

„Ich bin fremd, Pauline, überall fremd und werde es am Ende mir selbst werden. Ich muß den ganzen Tag, Gott weiß wie vielerlei, denken, thun, lernen, daß ich nicht zu mir selbst komme. Aber Abends spät, o wie herrlich! da bin ich allein, ganz allein! Du hast keinen Begriff davon, was das sagen will: Allein sein! Da hab' ich heute lange am Fenster gelegen und in die schöne sternenklare Nacht hinausgesehen. Zum ersten Male fühlte ich mich wieder einheimisch. Es war der alte bekannte Himmel, der sich über mir wölbte, die alten freundlichen Sterne, die mir zuwinkten. Ach, dort oben ist Alles unveränderlich und fest, und nur hier unten ist Alles so durch einander, so unruhig wechselnd! Weißt Du, wie uns der Vater die glänzenden Welten kennen lehrte? Ich hielt Deine Hand in der meinigen und fühlte, wie Du zitterteſt, und mein Herz klopfte hoch auf vor Freude, daß mir nun begreiflich schien, was ich sonst nicht begreifen konnte, Gott und die Ewigkeit! Und da der Vater sagte: die Erde wäre ein unbedeutender Punkt gegen das Ganze, und nur deßwegen hochzuschätzen, weil

uns von ihr aus ein Blick in das unermeßliche Gottesreich vergönnt sei, da fühlte ich recht lebendig, daß meine Seele bei Gott war, und doch hatte ich auch die Erde lieb, von der ich seine heilige Pracht bewunderte. Gerade wie damals stand das Siebengestirn in Osten. Aus dem Hause Deines Vaters gesehen, stand es gerade über der Kapelle, wo meine gute Mutter begraben liegt. Dein Vater meinte, es wären vielleicht glückselige Inseln, die unter einander in freundschaftlicher Verbindung ständen. Ach, Pauline! wie das Alles wieder so frisch in meiner Seele erwachte! — Mein Vater sagt: ich hätte gar kein Genie, mich emporzuschwingen. Ich will höher als er, nur auf eine andere Höhe!

„Verschlossen wär' ich? kannst Du es glauben, meine Pauline? Ich glaube es selbst kaum, und doch ist es wahr! Wie soll ich offen sein, wenn sich mir alle Herzen verschließen? Ich hing so gerne mit kindlicher Liebe an den Menschen, denen ich nun einmal angehöre, aber sie geben mir kalte Lehren statt warmer Liebe, und das ist ein schlechter Tausch! Alles ist Manier, Zwang, erlernte Worte, und ich soll mich auch darein finden, aber es geht nicht! Wie das Wort aus dem Herzen quillt, so ist es wahr und schön; aber die Phrasen, die diese Menschen im Munde führen, verderben Alles! — und am Ende, was ist's denn? Soll ich sie lernen, daß sie sagen, ich bin wie sie, und mich deßwegen loben?

„Heute hab' ich einen schönen Augenblick gehabt, Pauline! Ich habe in meines Vaters Herz gesehen, und er ist mir um Vieles werther geworden. Höre nur. Zu-

fällig kam ich nach dem Frühstück in das Schlafzimmer meiner Stiefmutter. Noch war ich nie darin gewesen. Ich sah mich neugierig um. Es war Alles prächtig, aber himmlisch schön. Ihrem Bette gegenüber hing ein Gemälde. Ein seidener Vorhang bedeckte es zur Hälfte. Du kennst meine Liebhaberei an Bildern, die ich schon als Knabe hatte. Mit kindischer Neugier sprang ich auf den Stuhl und zog den Vorhang auf. Es war eine Maria mit dem Jesuskinde. Ach, Pauline, welch ein redliches, unschuldiges, stilles Angesicht! so hoch und so demüthig, so verklärt und so menschlich, so voll Ernst und so voll Liebe! Wie selig mußte der Mensch sein, dem zuerst ein solches Bild vor die Seele trat! — Mein Vater kam dazu. „„Die Mutter Gottes,““ sagte er, „„von....““ Ich habe den Namen nicht behalten, denn was kümmert er mich? Aber ich weiß nicht, wie mich das Wort Mutter so tief erschütterte. „„Mutter?““ rief ich; „„ach, wer sich an ein Mutterherz wenden kann, der ist nicht verlassen!““ Mein Vater sah mich ernsthaft an. Die Thränen stürzten mir aus den Augen. Er schloß mich in seine Arme. Es war das erste Mal, Pauline, daß ich an meines Vaters Brust lag! — „„Das Bild,““ sagte mein Vater, „„hat Aehnlichkeit mit Deiner verstorbenen Mutter.““ — Ich drückte sprachlos mein Herz an das seinige. Er fühlte, was ich dachte. Ich sah eine Thräne in seinen Augen schwimmen. Pauline! diese Thräne kam aus seinem Herzen!

„Wie sich doch wichtige Dinge an kleine Begeben-

heiten ketten! Der Vorfall mit dem Bilde hat auf einmal meine alte Luſt an dem Zeichnen wieder lebendig gemacht. Bisher war ſie eingeſchlafen, wie ſo Vieles, was in der ſchönen, alten, vergangenen Zeit mein Herz erhob. Lache nicht, daß ich das wichtig nenne, für mich iſt es doch ſo. Ich habe doch nun Etwas, woran ich meine Freude habe, und das iſt für mich Einſamen viel! Ich bat meinen Vater, mir einen Lehrer zu halten. Es war meine erſte Bitte, und er gewährte ſie mir. Nun ſtehle ich jede Stunde ab, um mich zu üben. Das Schwerſte wird mir leicht, das Mühſamſte vollbringe ich freudig, weil ich es gern thue. Das iſt doch Etwas, was ich für mich ſelbſt lerne, das Andere lerne ich nur, weil man ſagt, ich müſſe es lernen. Ich bin jetzt heiterer, ruhiger, auch mein Vater iſt zufriedener mit mir, denn mein Zeichnenmeiſter hat mich gelobt. Der erſte Menſch, Pauline, der in dieſem Hauſe gut von mir geſprochen hat.

„Ich ſtehe mit Allen jetzt auf einem beſſern Fuß, als ehedem. Meine Stiefmutter findet Gefallen an meinen Zeichnungen. Der Vater nennt es zwar Spielerei, aber ich ſehe es ihm an, wie er ſich freuet, wenn fremde Leute meine kleinen Arbeiten billigen. Nur mein Franzoſe ſpöttelt darüber und nennt es Zeitverderb. Je nun, mag er! Seine Zeit verderb' ich ja nicht damit, und kann das Zeitverderb ſein, was mir glückliche Stunden und Zufriedenheit mit mir ſelbſt giebt? Und Spielerei, wie es mein Vater nennt, iſt es gewiß auch nicht. Die herrliche Kunſt, die mich ein ſchönes Bild, das ſchnell vor meiner Seele vorbeieilt, feſtzuhalten und zu meinem

und Anderer Genuß darzustellen lehrt, sollte Spielerei sein? Muß ich nicht mühsam fremde Sprachen lernen? und enthält nicht diese Kunst die Sprache, die allen Völkern verständlich ist? Freilich sagt mein Vater, jeder Schritt, der mich nicht zu meinem Zwecke führe, sei verloren; aber er nennt das meinen Zweck, was nur der seinige ist." —

Der Graf Wido, der, wie alle gewöhnlichen Erzieher, aus seinem Sohne nur eine wenig veränderte Kopie seines eigenen Ichs zu machen suchte, glaubte diesen Zweck am besten zu erreichen, wenn er der Lieblingsneigung des Jünglings nachgäbe. Er ließ ihn zeichnen, lobte seine Arbeiten, und glaubte, die Eitelkeit — er nannte es Ehrliebe — des Jünglings würde, wenn sie einmal rege gemacht worden wäre, ihm zur Ausführung seiner Plane von selbst die Hand bieten. Eine Maxime, die in unserer methodischen Erziehung am häufigsten angewandt wird, und auf deren Rechnung man billig die größte Hälfte der Thorheiten setzen sollte, welche unser Zeitalter vor den früheren auszeichnen. Auch würde sie wahrscheinlich gelungen sein, wenn Moritz nicht durch den schnellen Uebergang aus seiner jugendlichen Unbefangenheit zu dem Zwange des konventionellen Lebens eine Reife des Geistes erhalten hätte, die über sein Alter war.

Es war nicht Sucht, zu glänzen, was ihm die Kunst lieb machte — es war Bedürfniß, Etwas darzustellen, was mit seiner Seele verwandt und aus seinem Herzen entsprungen war. Ein Bedürfniß, das er in diesen Umgebungen lebhafter als je fühlte. Es war nicht Eitelkeit,

was ihn froh machte, wenn man seine Arbeiten lobte, es war die reine Freude, die ein edles Herz empfindet, wenn es sich verwandt mit andern Menschen fühlt, wenn es gewahr wird, daß auch in einer fremden Brust das Feuer brennt, das mit lichter Flamme in seinem eignen Innern lodert. Er würde die Kunst geliebt haben, auch wenn er selbst kein Talent zu irgend einer Gattung derselben gehabt hätte, denn sie galt ihm als Verbindungsmittel in der äußeren Welt, zwischen ihm und solchen Menschen, welche außerdem keinen Berührungspunkt für ihn hatten, so wie es die Religion in einem höhern und heiligern Sinne in der innern Welt war.

Ein Jüngling, der von solchen Gefühlen geleitet wird, ist für die Eitelkeit des Ranges, des Ansehens, des Einflusses wenig empfänglich. Er hat das aus seiner Jugend in das Leben hinübergerettet, was bei den meisten Menschen verloren geht — das kindlich gute, allen schönen Eindrücken offene Herz! Und ein solches übersieht die Ungleichheiten in der bürgerlichen Welt und kennt nur die Gleichheit im Reiche Gottes und im Reiche des Schönen.

Die scheinbar gütige Behandlung, die man ihm erzeigte, machte oft den Wunsch in dem Jünglinge rege, daß es ihm gelingen möchte, die Erwartungen des Vaters zu erfüllen. Manchmal war es ihm, als sei es nur um eine kleine Veränderung in seinem Aeußern zu thun, er brauche sich nur in den Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens einem Zwange zu unterwerfen, der ihm zwar lästig, aber für seine bessere Existenz nicht gefährlich schien. Und dann kam es ihm oft wieder vor, als sei es unmöglich,

als müsse er von Allem, was ihm werth sei, von seinem eigenen bessern Selbst auf ewig Abschied nehmen, wenn er denen ähnlich werden wollte, die man ihm zum Muster aufstellte.

In diesen fruchtlosen Bemühungen waren mehrere Jahre verstrichen, und die Zeit, wo Moritz in dem Sinne handeln sollte, welchen ihm der Vater durch seine Erziehung beizubringen gesucht hatte, rückte heran. Bis jetzt hatte sich der feine Weltmann mit derselben Behutsamkeit, die er gegen Fremde beobachtete, auch gegen seinen Sohn benommen. Der Graf war gewohnt, sich nur errathen zu lassen, und wenn der Jüngling auch den zweideutigen Charakter seines Vaters ahnete, so kannte er ihn doch nicht gewiß, und überredete sich oft, daß er irrte. Aber einige bittere Erfahrungen vernichteten diese Täuschung.

Moritz blieb sich in seinem Betragen gegen die Menschen, die ihn umgaben, gleich. Wem er gut war, mit wem er in kleineren Zirkeln vertraut und fröhlich umgegangen war, dem nahte er sich in größern mit derselben Vertraulichkeit und Offenheit. Wer ihm zuwider war, erhielt wenige Worte, und waren diese höflich, so glaubte er Alles gethan zu haben, was man von ihm fordern könne. Daß man in den Versammlungen der großen Welt nicht auf den Menschen selbst, sondern nur auf den Platz sieht, den er einnimmt, und auf die Rolle, die er spielt — davon wußte sein edles Herz nichts. Daß man die ungereimteste Meinung mit Lächeln anhören, der unverschämtesten Médisance, selbst über Menschen, die man werthschätzt, Beifall geben, über Nichts Worte machen

und vom Wichtigen schweigen müßte — war ihm nie eingefallen. Er hatte einigemal die Augen der ganzen Gesellschaft auf sich gezogen, weil er gewissen Leuten widersprach, die bei gewissen Leuten Orakel waren. Er hatte mehrmals die Unvorsichtigkeit begangen, Urtheile laut werden zu lassen, die man ihm für Verbrechen anrechnete, weil sie wahr waren.

Diese Verstöße bestimmten endlich den Vater, mit seinen Lehren offener herauszugehen.

„Was glaubst Du wohl," fragte er eines Abends, „was der Zweck der Gesellschaften ist?"

„Sich zu erheitern, zu zerstreuen," antwortete Moritz, „durch Gedankentausch zu belehren und belehrt zu werden, den engen Kreis seines Lebens dadurch zu erweitern, daß man sich in den Kreis eines Andern versetzt."

„Wohl," fuhr der Vater fort; „wie aber, wenn es Gesellschaften gäbe, wo weder Erheiterung noch Zerstreuung zu finden wäre, wo der Umtausch der Gedanken sogar gefährlich werden könnte? Welchen Zweck würdest Du Dir bei solchen Gesellschaften denken?"

„Das sind keine Gesellschaften!" erwiederte Moritz schnell.

„Laß uns nicht über Worte streiten. Sie nennen sich so, sie haben das Aeußere mit allen Gesellschaften gemein, unser Stand macht es nothwendig, sie zu besuchen."

„Sollte die Nothwendigkeit da sein, von der ich mich freilich schwer überzeugen kann, so wird es mir noch

schwerer werden, einen vernünftigen Grund zu finden, warum man sie besucht. Denn sehen, dulden und schweigen kann wohl schwerlich ein vernünftiger Grund sein."

„Also hältst Du die Gelegenheit, Menschen zu beobachten, ihre Verbindungen kennen zu lernen, ihre Plane zu errathen, ihre Schwächen zu durchschauen, für Nichts?"

„O ja! bei Menschen, die der Mühe dieses Beobachtens werth sind."

„Was im Allgemeinen keinen Werth hat, kann oft für Dich den bedeutendsten haben. Du willst Dich emporschwingen, diese Menschen wollen es auch..."

„Sie wollen Geld haben," fiel Moritz ein, „sie wollen Ehrenstellen erlangen, die der Fürst vergiebt — aber sich emporschwingen? Nein, Vater, das wollen sie nicht!"

„Unterbrich mich nicht mit Aeußerungen einer kindischen, für diese Welt wenig passenden Weisheit. Die Erfahrungen des Lebens widerlegen sie, und sie zerfallen in das, was sie sind — in Nichts!"

„O, dieses Nichts!" sagte Moritz und legte die rechte Hand auf sein Herz und blickte mit feuchtem Auge empor.

— „Du willst Dich emporschwingen," fuhr der Vater mit finsterer Miene fort, „diese Menschen wollen es auch. In dieser Beziehung stehen sie also feindselig Dir gegenüber, sie beobachten Dich, wie Du sie beobachtest, sie verstellen sich, wie Du Dich verstellst, sie wollen auf Deine Kosten empor, Du auf die ihrigen. Der Geschicktere siegt. Deine Schultern wollten sie haben, um höher

zu steigen, Du zwingst sie, daß sie Dir ihre leihen. O mein Sohn, die Kunst, in der Welt sein Glück zu machen, ist schwerer, als Du und Deine Philosophen glauben, aber ihre Triumphe sind reeller und wirken, wenn auch der Vater todt ist, noch auf die Kinder und Kindeskinder fort.

Moritz schwieg.

„Lerne also," sagte der Vater, „über Dich wachen. Versäume keine Gelegenheit, wo Du die Gunst eines Menschen erwerben kannst, ohne die Gewogenheit eines Höhern zu verlieren. Meinungen, die man äußert, und Urtheile, die man ausspricht, sind Samenkörner, die emporwachsen. Streue sie nie aus, wenn es nicht Dein Zweck unumgänglich erfordert. Hüte Dich vor Allem, einen bestimmten Charakter zu zeigen. Haben mußt Du ihn, und zwar einen festern, als ihn Deine idealischen Träume möglich halten, aber zeigen — darfst Du ihn nie. Unbestimmtheit gefällt. Jeder glaubt sie zu seinem Vortheile lenken zu können, aber ein fester Sinn ist ein Fels, an dem die Welle sich bricht und den der kluge Schiffer vermeidet. Unter einem bedeutungslosen Ansehen gelingt Vieles. Gegen Den, der seine Wichtigkeit äußert, verbindet sich Alles. Laß also auch Deine Eitelkeit nie laut werden, wenn Deine Bemühungen glücken und Deine Plane gelingen. Dein Weg ist weit, und Eine glücklich zurückgelegte Station bürgt nicht für den guten Ausgang der Reise. Frühzeitige Triumphe bestrafen sich hart. Aber die Zeit kommt — greif' ihr nicht zuvor — wo Du unter dem Auge des Fürsten, dem Du unent-

behrlich geworden bist, und in der Nähe des Throns auf das Treiben, Drängen und Planemachen, das nun unter Dir ist, mit der Freude herabsiehst, die jedes gelungene Unternehmen belohnt."

„O mein Vater," sagte Moritz mit unterdrückter Stimme, „ich habe schon als Knabe zu einem höhern Throne emporgesehen, zu dem man nur mit einem edeln Gemüthe und einem reinen, redlichen Herzen sich nahen kann. Vor diesem Throne möchte ich einigen Werth haben; aber der Weg, den ich betreten soll, führt nicht dahin!"

„Und auf die Meinung der Menschen," erwiederte der Graf etwas heftig, „glaubst Du gar keinen Werth legen zu dürfen?"

„O ja, mein Vater!" sagte Moritz bittend, „nur nicht auf die Meinung dieser Menschen."

„Ich gehöre auch mit zu diesen," sagte der Graf mit sichtbarer Empfindlichkeit und verließ das Zimmer.

„Ich nicht!" seufzte Moritz und stand mit gefaltenen Händen und niedergesenktem Haupte da. Er trat ans Fenster — da war's ihm, als blickten ihn alle Sterne an und fragten ihn: „Bleibst Du uns treu?"

Der Jüngling legte seine Hand auf sein Herz und sagte mit stiller Begeisterung: „Ich bleibe euch treu!"

Seit dieser Unterredung besuchte Moritz nur gezwungen die Gesellschaften, die ihm der Vater nur zu wahr geschildert hatte. Er war still, in sich gekehrt, mißtrauisch

gegen Alle geworden. In der freundlichsten Miene, die sich ihm näherte, sah er versteckte Schlauheit, ihn zu ergründen, und je lebhafter er fühlte, daß das, was sein Herz erhob, von diesen Menschen weder verstanden noch geschätzt werden konnte, desto sorgfältiger wachte er, es nicht durch Mittheilung an Unwürdige zu entweihen. Aber mit doppelter Wärme hing er jetzt der Kunst an. In ihr nur fand er das Unschuldige, Reine und Erhabene versinnlicht, was in seiner Brust lebte. Er fühlte jetzt, daß es wahr sei, wenn man sagt, das Leben des Künstlers sei eine verlängerte Kindheit. Und gewiß, wenn die Menschen das Paradies verloren haben, so hat der Künstler davon noch Rückerinnerungen behalten, die er in Formen, Tönen und Worten darzustellen sucht.

Das Einzige schien ihm unbegreiflich, wie Menschen von der höchsten Verbildung noch an der Kunst Geschmack finden könnten. Der Jüngling kannte den unwürdigen Gebrauch noch nicht, den Menschen, die Alles erniedrigen, auch von der heiligen Kunst machen. Er wußte nicht, daß man Gefallen daran finden kann, ohne davon ergriffen zu werden, er glaubte nicht, daß man das Sinnliche an ihr nur auffassen und von dem Hohen, dessen Gewand sie ist, keine Ahnung haben könne.

In dieser Zeit starb der Oheim seiner Stiefmutter. Er war der Polarstern gewesen, um den sich der Hof drehte, während eine zerrüttete Gesundheit und ein freudenloses Alter ihm selbst allen Lebensgenuß verbittert hatten. Die letzte Rolle, mit welcher die Höflinge unserer Zeit abzutreten gewohnt sind, ist die Rolle eines Philosophen.

Auch er hatte sie verfucht, aber sie war ohne Vergleich schlechter ausgefallen, als alle, die er Zeit seines Lebens gespielt hatte.

Nur ein großes, mit dem ewigen Schicksale vertrautes Herz vermag an der Schwelle noch aufrecht zu stehen, wo alle Eitelkeit in Nichts zerfällt, wo alles Streben für diese Welt zwecklos und klein erscheint, und umsonst bemüht sich ein kleiner Mensch, eine Kraft zu erheucheln, die seinem Herzen von jeher fremd war.

Mit der Trostlosigkeit eines Mannes, der sich von Allem verlassen sieht, nur nicht von dem peinigenden Gedanken an ein ewiges Sein, mit der Schwäche, die nicht einmal den Muth hat, sich zu einem erbarmenden Gott zu erheben, war der Mann von der Welt abgetreten, die die Welt so hoch geachtet hatte. Seine Feinde, die mit der Larve des Mitleids auf seine letzten Athemzüge gelauert hatten, legten nun ihre Masken ab. Das wenigen Guten, was er gethan hatte, ward nicht erwähnt, aber tausend Zungen waren bereit, alle die schlechten Mittel aufzuzählen, deren er sich zu seinem Emporschwingen bedient, alle die Ungerechtigkeiten mit grellen Farben zu malen, die er während seines Einflusses sich erlaubt hatte. Dieselben Menschen, die am tiefsten sich vor ihm gebückt, am eifrigsten ihm geschmeichelt, ihm allein ihr sogenanntes Glück zu verdanken hatten, beschimpften jetzt am lautesten seine Asche. Unter ihnen war auch der Graf, ungeachtet er überzeugt war, daß der Verstorbene einen bessern Nachruf verdiene; aber er sah, daß man nur dadurch dem Verdacht entgehen könne, an Ungerechtigkeiten, die nun einmal

laut geworden waren, Antheil genommen zu haben, und daß es für seinen Zweck in jeder Rücksicht vortheilhafter war, in die allgemeine Meinung einzustimmen.

So klein werden die Menschen, die sich an der sogenannten Weltehre gängeln lassen, daß ihnen aller Muth erstirbt, ihre Ueberzeugung zu bekennen, wenn sie der Meinung der Menge entgegen ist.

Moritz sah es und schauderte. Oft hatte man ihm den Mann zum Muster aufgestellt, über den jetzt Jeder ungescheut in Verwünschungen und Klagen ausbrach. Der Entschluß, irgend eine Gelegenheit zu ergreifen, um dieses Leben zu verlassen und sich in eine glückliche Eingezogenheit zu retten, hatte oft, wiewohl nur dunkel, vor seiner Seele gestanden, jetzt ward es ihm klar, daß es sogar Pflicht sei, ihn zu ergreifen. Der Vater hatte schon den Plan zu seiner Anstellung entworfen. Er sollte dem Fürsten zu einer Hofcharge vorgestellt werden. Die Zeit drängte. Er fühlte Muth in sich, Alles zu wagen. Schon war der Tag bestimmt, wo er zu seinem Pflegevater reisen, den Rath und Segen dieses würdigen Greises sich erbitten und von Paulinen einen längern Abschied nehmen wollte, als er folgenden Brief von ihr erhielt:

„Weine, Moritz! unser Vater und Freund hat uns verlassen. Nach einem thätigen und segensvollen Leben ist er zu einem größern und heiligern Wirkungskreise abgerufen worden. Er ist von uns gegangen wie ein Engel Gottes, der seinen reichen Segen zurückläßt. Er hat auch Deiner gedacht und Dich gesegnet. O hättest Du gesehen, mit welcher seligen Heiterkeit er dem letzten Augenblicke ent-

gegenſatz, mit welcher heldenmüthigen Zuverſicht ſein ſterbendes Herz erfüllt war! — Seit einigen Monaten fühlte er eine ungewöhnliche Schwäche. Er nahm ſie als Vorboten ſeines Todes und ſprach mit heiterer Ergebung, oft ſogar mit einer göttlichen Freudigkeit von ſeinem nahen Ende. Nur wenige Tage vor ſeinem Tode ward er bettlägerig. Seine Freunde — Du kennſt die auserleſene Zahl, die er mit dieſem ehrenwerthen Namen belegte — verließen ihn faſt nie. Wir weinten, er tröſtete uns. Wir waren verzagt, nur er allein war ſtark. Am dritten Abend ſchien er ſich zu beſſern. Wir waren vom Wachen erſchöpft. Er hieß uns zur Ruhe gehen, und wir verließen ihn in der Hoffnung, ihn am Morgen geſtärkter zu finden. Die Mutter war allein bei ihm geblieben. Er faßte ihre Hand und ſagte: „„Meiner Augenblicke ſind nur noch wenige, und ich fühle es, mein Leben wird ſtill und ſchmerzenlos endigen.““ Die Mutter blickte gen Himmel, und da ſie wieder auf meinen Vater herabſah, war er ſchon verſchieden. — O Moritz! ſo brach das Herz, das uns ſo zärtlich liebte! Weine ihm eine dankbare Thräne und folge ſeinen Lehren, ſie nur allein ſind der Weg zu einem ſolchen Tode!“

Moritz zerfloß in Thränen. Das Bild ſeines Pflegevaters hing, von ihm ſelbſt gemalt, über ſeinem Arbeitstiſche. Er nahm es herab, bedeckte es mit ſeinen Küſſen, drückte es an ſein Herz. „Deine Lehren,“ rief er, „führen zu einem ſolchen Ende!“

Jedermann würde den Schmerz des Jünglings geehrt haben, auch ſein Vater, wäre nicht zum Unglück gerade

der heutige Tag bestimmt gewesen, Moritz dem Fürsten vorstellen zu lassen.

Moritz bat um Schonung; der Graf zuckte die Achseln, sprach von der Nothwendigkeit, sein Herz, selbst in den edelsten Aufwallungen, zu beherrschen, seinen Schmerz zu bekämpfen; bedauerte selbst, daß die unangenehme Nachricht gerade zu so ungelegener Zeit gekommen wäre, bedeutete ihm aber ganz ernstlich, daß er heute alle seine Kräfte aufbieten müsse, um bei dem Fürsten einen günstigen Eindruck zu hinterlassen. „Heute muß Alles schweigen," sagte er, „was nicht auf die ehrenvolle Laufbahn Beziehung hat, die Du anzutreten im Begriff stehst. Die großen Beispiele Deiner Vorfahren müssen allein vor Deinen Augen stehen, Dich ihrer würdig zu machen, muß Dein einziges Bestreben sein. Es ist heute der wichtigste Tag Deines Lebens, denn an den ersten Schritt reihen sich alle folgende."

„Er ist es, ich fühle es auch!" sagte endlich Moritz kalt, kleidete sich an und eilte aufs Schloß.

Alle Beklommenheit, alle Angst, die er sonst empfunden hatte, wenn er die großen, breiten Stufen hinaufstieg, war jetzt verschwunden. Er kam von dem Sterbebette eines der edelsten Menschen, was sind da die Fürsten der Erde?

Er ward vorgestellt. Man hatte dem Fürsten von dem Sonderlinge erzählt, man hatte sein Talent zur Malerei erhoben. Der Fürst, dadurch neugierig gemacht, nahm ihn mit in sein Kabinet. Seine bescheidene Miene gefiel. Er war gütig gegen ihn, Moritz ward davon

überraſcht; er war herablaſſend, das riß den Jüngling hin. Ein theilnehmendes Herz an dieſer Stelle war ihm eine unerwartete Erſcheinung. Er wußte noch nicht, daß die Fürſten oft die einzigen guten Menſchen an ihren Höfen ſind. —

Moritz hatte ſich vorgenommen, Alles aufzubieten, daß er nicht gefiele. Statt Stolz fand er Liebe, und dieſer zu widerſtehen, war ihm unmöglich. Sein Herz ſchloß ſich auf. Er vergaß den Fürſten, der vor ihm ſtand, und ſah nur den Menſchen, der an ſeinem Schickſale Theil nahm. Frei entdeckte er ihm ſeine Abneigung gegen die ſtolzen Plane, die ſein Vater für ihn entworfen hatte, mit der Beredſamkeit eines edeln Herzens, der feurigſten von allen, ſchilderte er das Glück eines eingezogenen, von der Welt vergeſſenen, nur der Natur, der Kunſt und der Tugend gewidmeten Lebens. Er bat dringend, ihm die Erlaubniß, ein ſolches Leben führen zu dürfen, von ſeinem Vater zu bewirken. Die Bitte war dem Fürſten neu. Sie mußte ihn intereſſiren. Er gab ſein Wort, dachte wirklich noch denſelben Abend an ſein Verſprechen und ſprach mit dem Grafen darüber.

Am andern Morgen ward Moritz zu ſeinem Vater gerufen. Der Graf war vornehm und kalt.

„Ich habe," ſagte er ſtolz, „dem Fürſten das Verſprechen gegeben, Dich zu entlaſſen. Ich halte es. Suche in einem niedrigen, ehrenloſen Leben das Glück, das Deine kindiſche Thorheit ſich zum Ideal gebildet hat. Dein Entſchluß ſchließt Dich von ſelbſt von der Familie aus, von der Du abzuſtammen die Ehre hatteſt. Meine Plane,

Dein Glück zu gründen, haben mir viele sorgenvolle Stunden gemacht; Du hast sie schlecht erfüllt, meine Sorgen mit Undank belohnt, meine Liebe auf immer verscherzt. Geh', wohin Dich Deine Phantasien treiben, aber laß Dich nie wieder vor mir blicken, selbst an mich zu schreiben, verbiete ich Dir."

Moritz vermochte nicht zu sprechen, er breitete seine Arme bittend gegen den Vater aus, aber eine kalte, verächtliche Miene schreckte ihn zurück.

„Hier," fuhr der Graf fort und übergab dem Jüngling einige Papiere, „ist das Erbtheil Deiner Mutter; der Reisewagen ist vorgefahren und erwartet Deine Befehle. Entferne Dich!"

„Ist das der Segen eines Vaters?" fragte Moritz zitternd.

„Ich bin kein Freund von Theaterszenen," erwiederte der Graf mit bitterm Spott und wandte ihm den Rücken.

„Gott wird mir beistehen!" sagte der Jüngling und verließ mit dem bittern Gefühle, verkannt zu sein, und mit dem edlen Bewußtsein, es nicht zu verdienen, das Haus seines Vaters.

Mehrere Jahre darauf gefiel es dem Schicksal, durch ein schreckendes Beispiel und durch bittere Erfahrungen die Menschen zu demüthigen, die sich auf Kosten Anderer erhoben hatten. Die Revolution brach aus und drohte alle alte, durch die Zeit geheiligte Formen zu vernichten und

die Grundlagen aller Staaten der gebildeten Welt zu stürzen.

Abkömmlinge von Familien, die sich seit undenklichen Zeiten her hatten ernähren lassen, streiften jetzt von Land zu Lande herum, um von wohlthätigen Händen das Brod zu erhalten, welches zu erwerben sie nicht gelernt hatten. Nie zeigte sich der Kontrast zwischen hohen Namen und dürftigem Ansehen, zwischen weit umfassenden Planen in der Zukunft und dem drückendsten Mangel in der Gegenwart so auffallend. Kein Eigenthum war vor räuberischen Eingriffen geschützt, nur das ewig Unverletzliche, was Jeder in Kopf und Herzen trug, war gewiß. Der Krieg brach aus, die schönsten Länder Deutschlands wurden von feindlichen Armeen überschwemmt. Die Fürsten verließen ihre Residenzen, die Großen ihrer Vesten, die Reichen ihre Besitzungen. Alles flüchtete.

Der Graf Wido war auf seine Güter gegangen, aber das Getümmel des Kriegs erreichte ihn bald und trieb ihn von Ort zu Ort.

Es war ein ungestümer Herbstabend. Der Graf flüchtete nach Baiern. Die Wege waren durch den Marsch der Armeen verdorben und mit Flüchtlingen aus allen Gegenden bedeckt. Zwei Meilen vor L... brach der Reisewagen des Grafen. Es ward Nacht. Der Himmel war mit Wolken bedeckt und drohte Regen. In einiger Entfernung sah man ein Dorf. Es lag freundlich auf den Hügeln, welche die Donau begrenzen. Der Graf ließ seine Bedienten bei dem Wagen und eilte ganz allein darauf zu.

Er war noch nicht weit gegangen, als ihn eine Allee von Fruchtbäumen zu einem Meierhofe führte, der dicht vor dem Dorfe am Abhange des Berges lag. Ermüdet, wie er war, war ihm das erſte, beſte Haus willkommen, und das heitere Anſehen der Meierei, das Licht, das gaſtfreundlich durch die Fenſter ſchimmerte, ließen ihn eine gute Aufnahme hoffen. Er pocht an. Ein ſchönes, junges Weib, mit einem Kinde auf dem Arme, öffnet die Thür. Der Graf verſchweigt ſeinen Namen, erzählt ſeinen Unfall und bittet um ein Nachtlager. Mit freundlicher Miene nöthigt ihn das Weib, hereinzutreten, rafft eilig die Spielſachen auf die Seite, welche zwei muntere, rothbäckige Knaben in der Stube herumgeworfen hatten, bietet ihm einen Stuhl an und eilt hinaus, um in ihrer kleinen Wirthſchaft Anordnungen zum Empfang eines Gaſtes zu machen.

Der feine Anſtand der Frau, die heitere Reinlichkeit des Zimmers, die geſchmackvolle Form der Geräthſchaften fiel dem Grafen auf. Er fragte die Kleinen, die, unbekümmert um ihn, ihre Spiele fortſetzten, nach dem Namen ihres Vaters; aber ungewohnt, von einem fremden Manne in einem ſo gewaltig dicken Reiſekleide angeredet zu werden, blickten ſie ihn ſchalkhaft ſchüchtern an und wußten weiter nichts zu ſagen, als daß der Vater auf der Jagd wäre, bald zurückkäme und daß man dann Abendbrod eſſen würde. — Der Graf trat zu dem Bücherſchrank, der im Zimmer ſtand. Er fand eine kleine, aber ſehr gewählte Bücherſammlung, die ihm von der Bildung des Beſitzers eine vortheilhafte Idee gab. Alles ſpannte ſeine Neugier.

Jetzt ging die Thür auf, und ein schöner, kräftiger, junger Mann trat herein. „Vater! Vater!“ riefen ihm die Kinder entgegen und sprangen auf ihn zu und umfaßten ihn. Er hob sie auf, küßte sie und nahte sich dann mit herzlicher Miene dem Grafen, ihm ein freundliches Willkommen zu sagen. Der Graf sah ihm starr ins Gesicht und blieb unbeweglich stehen. — Der junge Mann trat näher — schrie laut auf und stürzte — in die Arme seines Vaters!

Es war Moritz. Das freundliche junge Weib war Pauline. Die lieblichen Kinder waren die Früchte ihrer glücklichen Ehe.

Das Unerwartete dieses Wiedersehens, die Stimme der Natur und, mehr als dieses, die Erfahrungen, welche die Begebenheiten der Zeit herbeigeführt hatten, und die Lage, in welcher er seinem Sohne gegenüberstand, stimmten den Grafen milder. Er umarmte seinen Sohn, nannte Paulinen seine Tochter, drückte seine Enkel an sein Herz. Tausend Fragen drängten sich. Endlich erzählte Moritz: er sei ein Maler, habe von dem Erbtheile seiner Mutter diese kleine Meierei gekauft, die ihn hinlänglich ernähre; er lebe mit Paulinen unaussprechlich glücklich und habe keinen andern Wunsch, als sich mit seinem Vater zu versöhnen und von ihm Verzeihung zu erhalten.

Der Graf war gerührt. Rückerinnerungen an alte Zeiten, wo auch er im Arme der Liebe alle Wünsche des Lebens vergessen hatte, wachten in ihm auf. „Ich bleibe bei Euch!“ rief er, und machte durch dieses Versprechen Alle glücklich.

Aber Menſchen von ſeiner Art haben nur gute Aufwallungen. Kaum war der Friede und mit ihm die alte Ordnung der Dinge zurückgekehrt, ſo eilte er wieder an den Hof.

Moritz blieb ſeinem ſchönen Leben getreu und überzeugte ſich täglich mehr, daß das reinſte Glück nur in den Armen der Natur und der Liebe, die ſeligſte Erhebung des Geiſtes nur in der Kunſt und die wahre Ruhe nur in der einſamen Hütte des tugendhaften Menſchen wohne.

Ende des vierten Bandes.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.